



Die

# Karawane

Vierteljahresshefte der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde

LUDWIGSBURG/WÜRTT. BISMARCKSTRASSE 30



## VORDERASIEN

Hethiter - Babylonier - Perser  
Nabatäer und Kalifen

**Bild auf der Titelseite: Çatal Hüyük, Wandmalereien**

# DIE KARAWANE

Doppel-Heft 2/3 — 6. Jahrgang 1965/66

## VORDERASIEN

Hethiter - Babylonier - Perser - Nabatäer  
und Kalifen



Herausgegeben im  
KARAWANE-VERLAG LUDWIGSBURG  
mit Unterstützung des Büros für Länder- und Völkerkunde  
Ludwigsburg

## INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Univ.-Prof. Dr. Ulrich Mann	
DAS ERBE VON HATTUSA . . . . .	3
Dr. Dr. Manfred Lindner	
FELSENGRAB UND BERGALTAR	
Die Nabatäer in Petra; ihre Toten und	
ihre Götter . . . . .	32
Dr. Vera Friederike Hell	
PETRA, DIE ROSENROTE WÜSTENSTADT . . .	48
WÜSTENSCHLÖSSER IN JORDANIEN . . . .	55
RESIDENZEN DER ABBASIDENKALIFEN . . .	63
Univ.-Prof. Dr. Joseph Wiesner	
BABYLON UND PERSEPOLIS	
(Vorabdruck aus dem Logbuch Iran — Irak) . . . .	74
Aus dem Kreise unserer Mitarbeiter . . . . .	87
HINWEIS . . . . .	87
ANMERKUNGEN	
(zu dem Beitrag von Univ.-Prof. Dr. U. Mann) . . .	84
KARTE DES FRUCHTBAREN HALBMONDS	
(Vorabdruck aus dem Logbuch Iran — Irak) . . . .	88

## Das Erbe von Hattusa

Anatolien hat bis vor nicht allzu langer Zeit als unergiebiges Randgebiet der Vorgeschichtsforschung gegolten; heute jedoch zeigt sich uns dieses Hochland zwischen drei Meeren als eines der Ursprungsgebiete aller Hochkultur. Neben Jericho in Palästina und Jarmo in Mesopotamien gelten gegenwärtig die anatolischen Stätten Çatal Hüyük, Hacilar und Beyce Sultan als die ältesten bekannten Kulturzentren, die bis ins siebente, ja achte vorchristliche Jahrtausend zurückreichen sollen. Eine Anzahl weiterer Fundorte läßt ferner von dieser Frühphase aus Verbindungslinien erkennbar werden, die bis in die geschichtliche Ära herunterreichen. Vor allem hat die Spatenarbeit, die unter H. Winkler 1906 in Boghazköy begann, die hethitische Kultur ans Licht gebracht; damit trat in unser Blickfeld das ehrwürdige Hatti, welches einst im zweiten vorchristlichen Jahrtausend neben Ägypten und den mesopotamischen Reichen (Babylon, Assur, Mitanni) im Konzert der Weltmächte und Hochkulturen eine Hauptstimme gespielt hat. Das herkömmliche Bild von der Geschichte des alten Orients veränderte sich dadurch völlig.

Hatte man einst das von Schliemann entdeckte Troja und die sonst bekannten Kulturstätten der kleinasiatischen Westküste noch einseitig mit der frühgriechischen Geschichte in Zusammenhang gebracht, so zeigte sich nun, daß diese Stätten und Kulturen mindestens ebenso stark mit dem Osten verbunden waren. Durch die Entdeckung von Hatti ist die Brücke gefunden worden, über die einst nach Osten und nach Westen zahlreiche kulturelle Verbindungswege führten; ja das Hethiterreich stellt sich uns selbst als ein kultur- und geistesgeschichtlicher Faktor ersten Ranges dar, der seinerseits den Osten und den Westen in stärkstem Maß beeinflußt hat. Von dieser Bedeutung des Hethitertums für die Kultur- und Geistesgeschichte der Alten Welt soll im folgenden die Rede sein.

### Altanatolien

Zunächst richten wir unseren Blick auf die Vorgeschichte Anatoliens, wie sie uns durch die Ausgrabungen der letzten Jahre bekannt geworden ist. In Beyce Sultan hat Seton Lloyd im Auftrag des Britischen Archäologischen Instituts in Ankara frühe

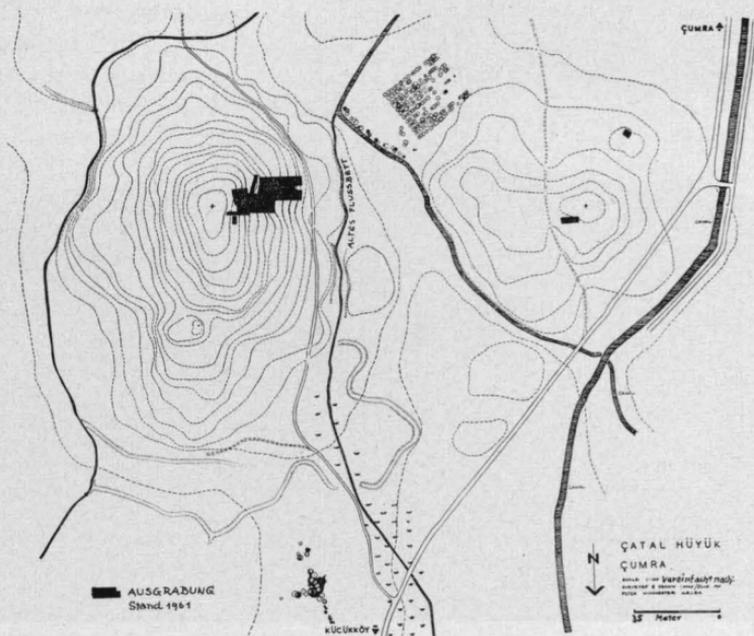
Kulturschichten freigelegt. Sie reichen von 2700 bis 1230 v. Chr., füllen also die Lücke zwischen jenen ältesten Kulturphasen, von denen sogleich die Rede sein soll, und der uns geschichtlich wohl-bekanntesten Epoche des Trojanischen Kriegs. Ein Palast wurde gefunden, ferner ein frühbronzezeitliches Heiligtum. Diese Kultstätte bestand aus zwei nebeneinanderliegenden Teilen, einem „männlichen“ und einem „weiblichen“. Im „männlichen“ Heiligtum stand ein hoher Holzpfahl, im „weiblichen“ befand sich eine altarähnliche Anlage, von der man Opferblut in ein Gefäß leiten konnte. Beide Heiligtümer waren mit großen, aus Ton modellierten „Opferhörnern“ versehen, zwischen denen Gaben durch eine Wandöffnung ins Allerheiligste gereicht wurden. Eine alte Fruchtbarkeitsreligion hatte also hier ihren Hauptort, zugleich darf man annehmen, daß es sich dabei um ein politisches Zentrum hohen Ranges gehandelt hat. Hethitische Quellen sprechen nicht selten von dem südlich und westlich gelegenen Nachbarreich Arzawa; der Name ist möglicherweise verwandt mit dem Länder- und Volksnamen Assuwa, von dem sich das spätere „Asia“ ableitet.<sup>1</sup> Es ist denkbar, daß in Beyce Sultan die Hauptstadt von Arzawa gefunden wurde, welches dem Hethiterreich viel zu schaffen gemacht hat. Dieses Arzawa hätte also demnach eine lange Vorgeschichte, die in älteste Zeiten zurückreicht.

Von höchster Bedeutung sind die Ergebnisse der Grabungen, die James Mellaart zunächst in Hacilar, sodann seit 1958 in Çatal Hüyük durchgeführt hat und laufend weiter durchführt.<sup>2</sup> Çatal Hüyük liegt in der Nähe von Çumra, etwa 40 km südöstlich von Konya. Auf weiter Ebene steht ein niedriger Doppelhügel, der nun zum Teil aufgeschnitten ist. Dem Besucher bietet sich von diesem Hügel aus eine eindrucksvolle Schau. Der anatolische Horizont trägt einen Himmel, der sich über einer der frühesten Kulturstätten der Menschheit wie ein vollkommenes Ganzes, ein wahrer Kosmos, wölbt. Schneegeleisende Bergketten umranden die fruchtbare Ebene mit ihren Flüssen und Seen, darüber sieht man im Frühjahr und im Herbst Gewitterwolken und Sonnenschein und Regenbogen, alles zugleich wie auf einem Bild von Breughel. Hier hat einst eine reiche Stadt geblüht. Die Einwohner hausten in merkwürdigen Gehöften, in die man von oben mit Leitern einstieg. Die Durchgänge zwischen den einzelnen Räumen waren nur kriechend zu passieren. Eine eindeutige Begründung für diese merkwürdige Bauweise ist noch nicht gefunden, als Schutzmaßnahme läßt sie sich kaum erklären. Jedenfalls muß diese Menschen eine eigenartige Vorliebe für das Dunkel und die Verborgenheit erfüllt haben. Mellaart hat Fresken



Blick über die Ebene, in der Çatal Hüyük liegt

entdeckt, die gleich nach der Anfertigung mit Tünche überzogen wurden. Man sieht auf den freigelegten Bildern abstrakte Ornamente und rituelle Szenen, darunter Tänzer in verschiedenen Verkleidungen, auch einen „Harlekin“ sowie einen Leopardmenschen; es handelt sich wohl um Jagd- und Opferbilder, eine große Rolle spielen Hirsch und Stier. Man darf vermuten, daß beides, sowohl die abstrakte Ornamentik wie die rituelle Darstellung, als mythische Bannung gedacht war: von daher erklärt sich am besten die sofort angebrachte Übermalung, welche den Ritus für alle Zeiten im Verborgenen festhält. In die Sichtbarkeit dagegen drängt sich die Ausstattung der sakralen Räume mit Stierschädeln und gewaltigen Stierhörnern, sowie mit Reliefs nackter Göttinnen. Zwischen diesen Kultsymbolen befinden sich Mauerrampen und niedrige Plattformen, auf denen die kultischen Spiele aufgeführt worden sind. Die Religion dieser frühen Zeit ist ganz und gar als Kult der Fruchtbarkeit zu erkennen (siebentes bis sechstes Jahrtausend vor Chr.). Die große Mutter und der Stier, das weibliche und das männliche Lebensprinzip, beherrschen das Dasein dieser frühen Menschengruppe. Çatal Hüyük schließt sich somit nach rückwärts an den Fund von Beyce Sultan an; Hirsch und Stier und die gleichrangige Paar-

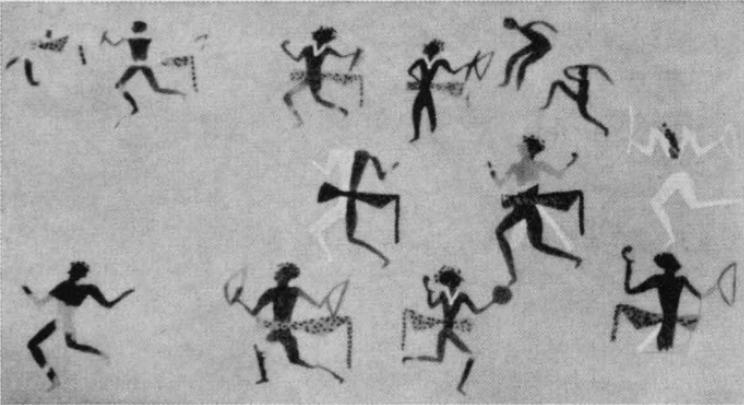


Lageplan von Çatal Hüyük beim Dorf Çumra

heit von männlichem und weiblichem Prinzip bestimmen von da an durchgängig die Entwicklung bis hin zur hethitischen Religion. Ebenfalls nach vorn bis ins Hethitertum deutet auch die Grundstruktur dieser frühen Daseinsauffassung: die enge Verbindung des Menschen mit der gesamten umgebenden Natur, das Eingeflochtensein des Daseins ins Kosmische, von einer verborgenen Mitte aus bis zum sichtbaren Ganzen. Stempelsiegel tragen geometrische Motive mit unendlichem Rapport, die Bilder haben durchweg eine klare Mitte, jedoch keinen Rand oder Rahmen, sie weisen über die Ränder ins Unendliche hinaus.<sup>3</sup>

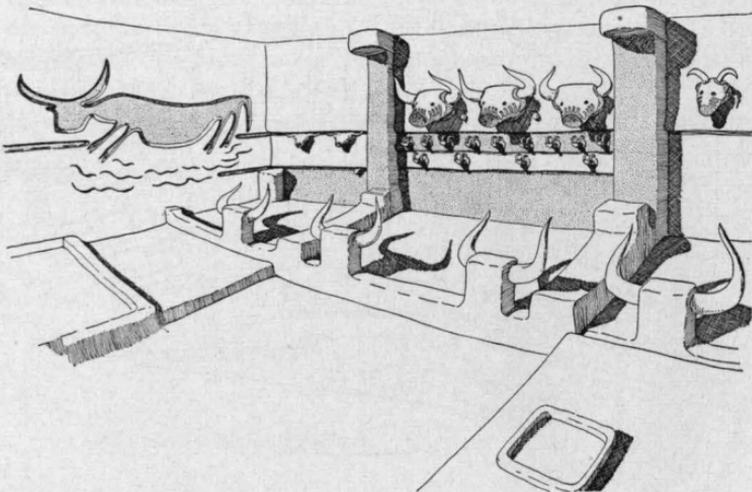


Çatal Hüyük. Wandmalerei

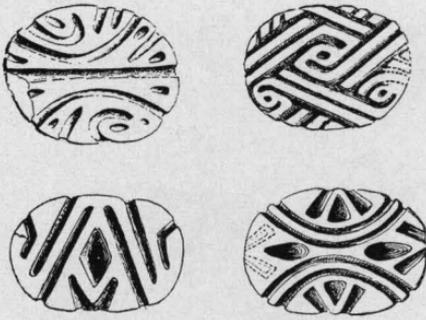


Çatal Hüyük. Rituelier Leopardentanz, Wandmalerei

Die kultische Bedeutung des Stiers findet sich also in einer der frühesten Kulturschichten der Menschheit. Es ist schwer vorstellbar, daß die altmittelmeerische, insbesondere die kretische Kultur, nicht von hier aus aufs stärkste beeinflußt worden wäre. Wenn man Fritz Schachermeyers<sup>4</sup> „ostwestliche Kulturtrift“ in Rechnung stellt und damit den Vorrang Anatoliens bedenkt, so kann es kaum zweifelhaft sein, daß hier die Ursprünge einer Gesittung liegen, die auch für die Frühgeschichte des griechischen Raums wesensbestimmend war. Dasselbe gilt für jenes Daseinsverständnis, welches wir aus den Bildmotiven der altanatolischen



Çatal Hüyük. Rekonstruktion eines Kultraumes (Schicht VI)

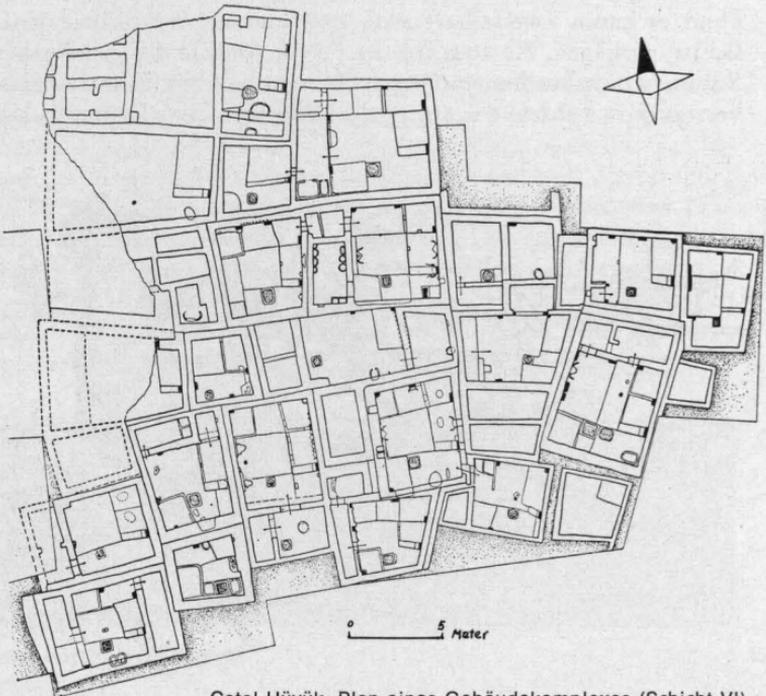


Çatal Hüyük. Stempelsiegel

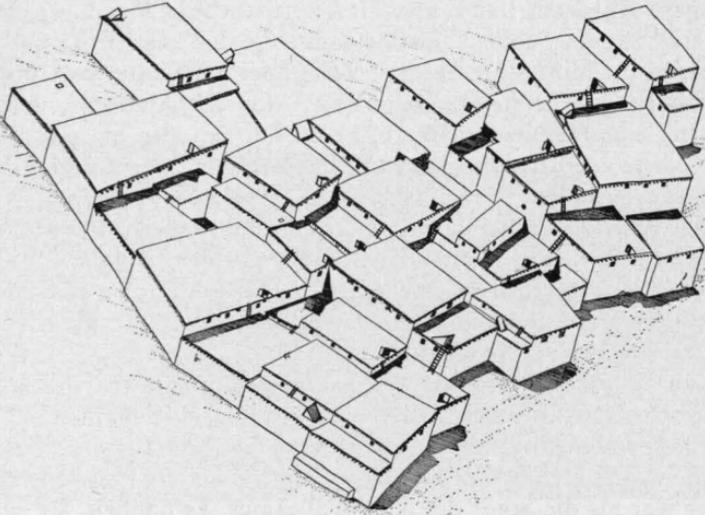
Stempelsiegel erschließen konnten: von einer dynamischen Mitte aus schwingen sich Linien bis ins Unendliche und verbinden ein inneres Lebenszentrum mit dem äußeren Kosmos, — das findet sich noch in weit späterer Zeit, sowohl in Hatti wie in Kreta.<sup>5</sup>

#### *Protohattier*

Von der bis jetzt bekannten ältesten anatolischen Kulturschicht, wie sie uns durch die Grabungen in Çatal Hüyük erschlossen



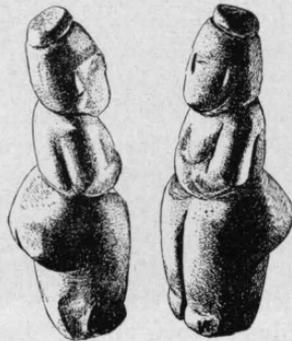
Çatal Hüyük. Plan eines Gebäudekomplexes (Schicht VI)



Çatal Hüyük. Versuch einer Rekonstruktion des auf Seite 8 im Grundriß dargestellten Gebäudekomplexes

wurde, reichen also Verbindungslinien über Beyce Sultan bis ins dritte Jahrtausend. Damit befinden wir uns schon in jener Epoche, an welche die Geschichte der Hethiter unmittelbar anschließt. In dritten Jahrtausend haben wir mit einer weit über Anatolien und Syrien verbreiteten Bevölkerung zu rechnen, die man als „protohattisch“ bezeichnet. Diese Bevölkerung hatte eine Sprache, die mit keiner bisher bekannten verwandt ist. Das Protohattische ist uns in Teilen als Bestand der späteren hethitischen Kultsprache bekannt, denn die Hethiter übernahmen vieles aus der protohattischen Tradition. Der Name Hatti kommt von der später von den Hethitern eingenommenen und zu ihrer Metropole erhobenen Stadt Hattusa.

In diesen Zusammenhang gehören nun auch biblische Überliefer-



Çatal Hüyük. Weibliche Figur

rungen. Abraham kauft von Hethitern (hebr. Chittim, ägypt. Cheta), die im Süden Palästinas ansässig sind, sein Erbgrab in Hebron (1. Mose 23). Ezechiel verkündet ein Gotteswort über Jerusalem, wo es heißt: Dein Vater war ein Amoriter, deine Mutter eine Hethiterin (Ez. 16, 3). So hat sich also in Israel bis ins sechste vorchristliche Jahrhundert die Erinnerung an die Protohattier erhalten, die im vorderen Orient weit verbreitet waren; und in diesen Erinnerungen vermischen sich selbstverständlich die historischen Protohattier bereits mit den in Israel wohl-bekannteren eigentlichen „Hethitern“. Darin spiegelt sich eine Verbindung geistesgeschichtlicher Art, von der am Ende dieses Aufsatzes noch die Rede sein wird.

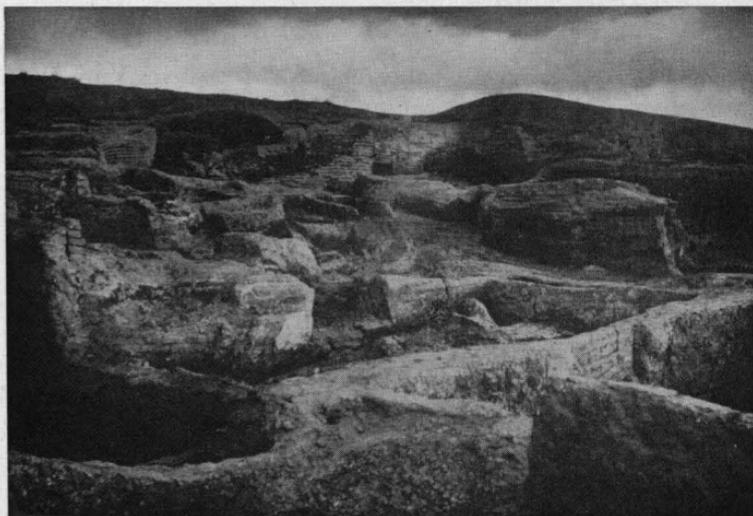
In den Bereich der Protohattier gehört im Nordwesten auch das frühe Troja. Schliemann hatte bei seinen Grabungen eine Stadt-festung freigelegt, die er für das homerische Ilion hielt. In Wirklichkeit war er auf eine Schicht gestoßen, die ein Jahrtausend älter war als die Stadt des Königs Priamos. Es handelt sich um Troja II; die Zählung geht hier von unten nach oben, Troja II gehört in die Zeit von 2400 bis 2200 v. Chr. Diese Festung beherrschte das große Achsenkreuz zwischen Balkan und Anatolien einerseits, Pontos und Ägäis andererseits. Troja II ist in einer großen Katastrophe untergegangen; sein Untergang bedeutete die Freigabe der mittelmeeerischen Seeherrschaft für das nun aufstrebende minoische Kreta.

Troja II stand in enger Beziehung zum Osten, also zum protohattischen Bereich. Wesentlich jünger ist Troja VI, welches enge Beziehungen zum mykenischen Westen hatte. In den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts haben die Amerikaner ihre berühmten Ausgrabungen in Troja durchgeführt; dabei ergab sich nun etwas Überraschendes. Die Funde von Troja VIIa, dem homerischen Troja, zeigen, daß diese Stadt sich, im Gegensatz zu Troja VI, wieder dem Osten zugewandt haben muß.<sup>6</sup> Troja VIIa hatte sich also von Argos und Mykene gelöst und sich dafür thrakischen, anatolischen und kyprischen Verbündeten zugewandt. Diese so verhängnisvolle Wendung steht wohl hinter der Sage von der Götterwahl des Paris. Der trojanische Fürst verschmäht die Göttinnen von Argos und Athen (Hera und Athena) und erwählt die kyprische Aphrodite. Religiöses und Politisches liegen in diesen Zeiten immer ineinander. Daher erklärt die religiöse Sage zugleich die Politik, welche zu der verhängnisvollen Auseinandersetzung zwischen Troja und dem Bund der Achäer geführt hat. Der Hintergrund dieser Auseinandersetzung vertieft sich, wenn man bedenkt, daß die stärkere Bindung Trojas an den Osten ja irgendwie eine Bindung an das



Çatal Hüyük. Blick auf das Ausgrabungsfeld vom alten Flußbett her (Stand 1965)

einer Weise mit der Troas decke: „So waren, wenn nicht Priahethitische Großreich bedeuten mußte. Margarete Riemschneider vertritt den Standpunkt, daß sich Arzawa/Assuwa in irgendmos und Paris überhaupt, so doch mindestens die meisten der trojanischen Hilfsvölker luwische Hethiter.“<sup>7</sup> Die Großmächte der damaligen Zeit verstrickten sich also in Fehden, aus denen



Çatal Hüyük. Hausfundamente verschiedener Schichten

sie samt und sonders geschwächt hervorgingen. Auch den Mykenern brachte der Fall Trojas keinen Gewinn; dies wiederum sprechen die Sagen aus, die davon berichten, daß auf den heimkehrenden Achaierkönig in der eigenen Burg bereits der Mörder wartete. Die Schwächung der Großmächte durch den Trojanischen Krieg (ca. 1220 v. Chr.) machte es dann den neu andringenden Völkern mit ihren Eisenwaffen leicht, die alten Reiche zu Fall zu bringen: den Dorern in Hellas, den Phrygern in Anatolien. Das homerische Troja gehört also auch mit in die *Geschichte des hethitischen Großreichs* hinein, der wir uns nun zuwenden.

### *Erster Aufstieg*

Damit begegnen wir jenem Volk, auf welches der Name der Protohattier übergang, als es schon die Geschichte des zweiten Jahrtausends aufs stärkste mitbestimmte.<sup>8</sup> Ein indogermanischer Stamm drang um die Wende des dritten Jahrtausends ins nördliche Mesopotamien ein. Er mag wohl aus der Gegend des Kaspischen Meeres und des Kaukasus gekommen sein, worauf noch in späterer Zeit das Gebet des Königs Muwatalli hinweist; hier heißt es:

„Sonnengott des Himmels, mein Herr, des Menschenkinds Hirte,  
herauf aus dem Meer kommst Du, Sonnengott des Himmels, an den Himmel trittst Du.“

Das Aufsteigen der Sonne aus dem Meer läßt sich im hethitischen Bereich nur erklären als eine Erinnerung an die Urheimat westlich der Kaspi-See.<sup>9</sup>

Von der Gegend um den Chabur herum drang dieses Volk wieder nach dem Norden und wandte sich dann dem Westen zu. Es schuf sich im Gebiet des Halys ein Reich mit der Hauptstadt Kussar. Eine gewisse Rolle muß auch die Stadt Nesa gespielt haben, nach welcher die Hethiter immer ihre Sprache als „nesisch“ (nesili) bezeichneten. Der König Anitta, Sohn des Herrschers Pithana, dringt von Kussar aus gegen Hattusa vor, zerstört und verflucht es; der Fluchtext des Anitta über Hattusa ist uns erhalten.<sup>10</sup> Dazu erobert der König noch weitere Städte bis hin zum Meer und nennt sich zum ersten Mal Großkönig. Damit tritt für uns das alte Hethiterreich ins helle Licht der Geschichte. Im 17. Jahrhundert v. Chr. haben die Hethiter ihr Reich im anatolischen Hochland konsolidiert; von hier aus greifen sie dann immer wieder nach dem Süden aus, um den Anschluß an den fruchtbaren Halbmond zu gewinnen. Es kam diesen Herrschern besonders darauf an, vorgeschobene Stützpunkte, wie

etwa Karkemis, festzuhalten, wogegen die ihrem eigentlichen Reich naheliegende Stadt Kanis nur in loser Verbindung zu ihrer Herrschaft stand. In Kanis, dem heutigen Kültepe nahe bei Kayseri, haben die Assyrer stets Handelskontore unterhalten, deren Selbständigkeit den hethitischen Herrschern wohl aus kommerziellen Gründen besonders wichtig war. Schon bald verlegt ein Nachfolger des Anitta seine Hauptstadt nach dem einst zerstörten und verfluchten Hattusa; er nennt sich selbst Hattusili, den „Mann von Hattusa“ (1570—1550 v. Chr., nach der „kurzen Chronologie“). Von diesem König ist uns ein Testament erhalten, das man geradezu einen dichterischen Fürstenspiegel nennen kann. In diesem Text lernen wir eine ganz andere Tonart kennen, als sie sonst in dieser Zeit in Vorderasien üblich war. Hier spricht ein alter bärbeißiger Recke unverblümt seine Meinung aus.<sup>11</sup> Hattusil ist unzufrieden mit seinem Neffen und auch mit dessen Mutter, seiner Schwester. Er setzt ihn ab und erwählt zum Thronfolger seinen Enkel Mursili I. Daraus ersehen wir, daß die Erbfolge im alten Hethiterreich nicht eindeutig geregelt war. Wahrscheinlich ist das Testament des Hattusil als Ansprache an seinen Adelsrat, den Panku, zu verstehen; stets hatten König und Adel gemeinsam die Thronfolge von Fall zu Fall zu regeln gehabt. Hierin dürfte sich ein altindogermanischer Brauch erhalten haben.

Mursili I. erobert in einem raschen Kriegszug Chalpa (Aleppo), das sich gegen seine Oberhoheit empört hatte, zerstört Mari und stößt den Euphrat abwärts bis nach Babylon vor, das er ohne Mühe unterwirft. Dieses unerhörte Ereignis wird von den Hethitern offenbar als gar keine besondere Leistung angesehen, es fehlt jede Prahlerei im Stil sonstiger orientalischer Annalen. Mursili wird bald nach diesem Erfolg von seinem Schwager Hantili ermordet (1530 v. Chr.), und es folgt nun eine Zeit der Thronwirren. Das Erbfolgerecht wird dann von König Telepinu (um 1480) im Sinn der männlichen Deszendenz endgültig geregelt.

### *Höhe und Niedergang*

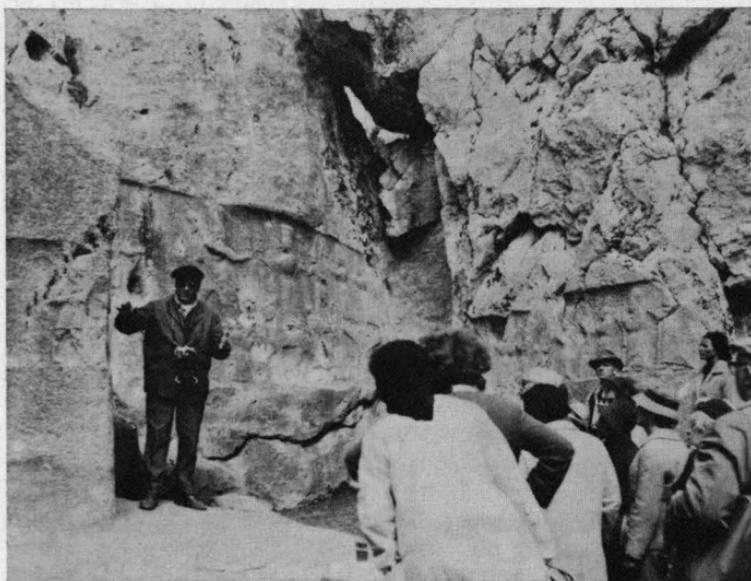
Dann beginnt jene Epoche, die man die „dunkle Zeit“ der Hethiter nennt. In dieser Zeit, nach 1500, erschüttern große Völkerbewegungen den vorderasiatischen Raum. Die Churriter bedrängen das Hatti-Reich, aber ebenso wenden sie sich gegen das Neue Reich in Ägypten. Thutmosis III. hat schwere Kämpfe mit den churritischen Mitanni zu bestehen<sup>12</sup> und verbündet sich deshalb mit Hatti. Die Hethiter haben in dieser Zeit gegen die von Norden eindringende Völkerschaft der Gasgas zu kämpfen,

dazu bereitet ihnen schon Arzawa große Schwierigkeiten. Dennoch gelingt es ihnen, unter Tuthalija II. ihren Bestand im großen und ganzen zu wahren und sogar Aleppo und Karkemis zu behalten.

Damit beginnt ein erneuter Aufstieg Hattis zur Großmacht, wir sprechen nun vom „Neuen Reich“ der Hethiter. Einer der bedeutendsten Herrscher ist Suppiluliuma I. (1380—1346). Er hat gegen Mitanni zu kämpfen und sichert Nordsyrien gegen deren König Tusratta. Er ist es auch, an den sich hilfesuchend die junge Witwe des Pharaos Thut-anch-Amun wendet, um einen Prinzen aus Hattusa als zweiten Gatten zu gewinnen, der sie schützen soll. Dieser junge Fürst kommt auf dem Weg nach Ägypten um, und Suppiluliuma unternimmt daraufhin eine Strafexpedition gegen das Reich am Nil. Damit stoßen die stärksten Mächte des alten Orient aufeinander. Im wesentlichen bleibt es für die kommende Zeit dabei, daß das nördliche Syrien unter hethitischem Einfluß steht, während Ägypten nur Palästina unter seiner Botmäßigkeit behält. Die Gasgas im Nordosten können auch weiterhin abgewehrt werden; Arzawa und das Reich Ahhijawa bedrohen das Hethiterreich vom Westen her, ohne ihm jedoch gefährlich werden zu können. Um 1296 greift dann Ramses II. das Hethiter-Reich an, um seinen Einfluß über ganz Syrien auszudehnen. Unter Muwatalli (1315—1290) kommt es zur Schlacht bei Kadesch am Orontes, wobei sich beide Parteien den Sieg zuschreiben, Ramses jedoch offenkundig mit Mühe und Not und in recht prahlerischer Tonart. Muwatalli („der Starke“) kann Ägypten in seine alten Grenzen verweisen.

Ein jüngerer Bruder des Muwatalli greift nach dem Tode des Königs in die Innenpolitik ein. Er war zur geistlichen Laufbahn bestimmt und diente der Ishtar von Samuha als Priester. Seine Selbstbiographie<sup>13</sup> zeugt von einer unangenehmen Mischung von Ehrgeiz und Frömmelheit: Die Göttin hat es erreicht, daß sein Neffe, der Sohn des Muwatalli, vom Thron verdrängt und er selbst König wurde. Als Hattusili III. herrscht er von 1281—1250. Seine Tochter kann er mit dem Pharaos verheiraten. Wahrlich ein schöner Erfolg der Ishtar von Samuha!

Unter dem Sohn dieses Priesterkönigs, Tuthalija IV. (1250—1220), setzt der Niedergang ein. Aber wie so häufig, finden wir gerade in dieser Zeit ein Höchstmaß künstlerischer Entfaltung. Tuthalija IV. gestaltet das Felsenheiligtum von Yazilikaya in der großartigen Form aus, in der es sich noch heute dem Besucher darbietet. Die nächsten Nachfolger dieses Königs können sich nur noch mit Mühe gegen die Bedränger von Norden und Osten wehren. Ahhijawa wird immer bedrohlicher. Der Name dieses Rei-



Yazilikaya, hethitisches Felsheiligtum (links der Autor)

ches im Westen Anatoliens hängt vielleicht mit den Achaiern zusammen; sehr umstritten ist freilich, ob wir den Namen des ahijawischen Herrschers Atarissijas mit dem griechischen Namen Atreus in Verbindung bringen dürfen, also dem sagenhaften Stammvater der Herrscher von Argos. — Auch Arzawa macht sich selbständig. Und dald darauf dringen die Phryger unter ihrem König Mita (Midas) ein und bedrohen den Kern des Reiches. Der Völkersturm, der die Dorer in die Peloponnes führt und die Philister ans Nil-Delta, von wo sie durch Ramses III. mit Mühe nach dem südlichen Palästina abgedrängt werden, bringt auch neue Stämme nach Anatolien. Mit ihren überlegenen Eisenwaffen überwältigen diese Scharen die Truppen der alten Reiche und zerstören die politische Ordnung des zweiten Jahrtausends. Die Stadt Hattusa ging damals in Flammen auf. Wir hören den Bericht der Ausgräber:

„Die Stadt ist in einer großen Katastrophe zugrunde gegangen. Wo immer wir den Spaten ansetzten, auf Büyükkale wie am Tempel I, in den Wohnvierteln wie am fünften Tempel, an den Mauern wie in Yazilikaya, fanden wir untrüglige Zeugen einer verheerenden Feuersbrunst, die alles Brennbares verzehrt, Lehmziegel zu roter harter oder schlackiger Masse durchglüht, Kalksteine gesprengt oder zersplittert hat. Manchmal gewann man den Eindruck, das in den Bauten zufällig Vorhandene hätte

nicht zur Erzeugung solcher Flammen, solcher Hitze ausreichen können, als wären vielmehr noch brennbare Materialien absichtlich zugefügt worden, um die Gewalt des Feuers zu erhöhen. Einzelne lokale Schadenfeuer können unmöglich die Ursache einer solchen völligen Vernichtung gewesen sein. Hier war zweifellos menschlicher Wahn am Werke, dem nichts, kein Haus, kein Tempel, keine Hütte entging und der dort, wo das Feuer nicht selbst den Weg fand, alles beitrug, um das Werk des Untergangs zu vollenden. Wir Kinder einer unglücklichen Zeit können vielleicht ermessen, welchen Anblick diese große, brennende Stadt geboten haben muß. Aber das Verderben scheint nicht minder auch die Bewohner betroffen zu haben, denn nirgends fand sich die Spur eines auch noch so bescheidenen Wiederaufbauversuches an hethitischen Bauwerken nach der Katastrophe. Die Bewohner sind also teils zugrunde gegangen, teils weggeschleppt worden, so daß über der zerstörten Hauptstadt die Stille des Todes lastete.“<sup>14</sup>

Was folgt ist nur noch ein Nachspiel und doch nicht ohne Bedeutung. An zahlreichen Stätten Kleinasiens haben sich noch Teilreiche erhalten bis zur Wende des 8. Jahrhunderts. Nicht wenige Felsbilder und Inschriften, in Karabelen am Golf von Smyrna wie auch bei Magnesia, desgleichen in Ivriz südlich von Nigde, vor allem aber in Karatepe im südöstlichen Anatolien, bezeugen, daß die hethitische Kultur im anatolischen Raum noch lange weiterbestand. Erst Assur hat diesen Nachfolgestaaten dann das Ende bereitet.

*Im Rahmen der Nachoster-Kreuzfahrt 1966*

*Athen - Istanbul - Kleinasien*

*- eine Reise zu den Grenzen des Abendlandes -  
mit TSS „Pegasus“ vom 17. 4. bis 1. 5. 1966*

*führt der Autor dieses Beitrages Univ. Prof. Dr. ULRICH MANN  
wiederum eine 5-tägige Reise quer durch die Türkei mit Ankara, Bog-  
hazköy, Yazilikaya, Konia|Çayak-Hiyiik und anderen Orten.  
Teilnehmerzahl beschränkt. Preis DM 290.—.*

Anmeldung an:

BÜRO FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE LUDWIGSBURG

### Altindogermanische Sprache

Wir wenden uns nun der geistigen Bedeutung des Hethitertums zu. Die *Sprache* dieses Volks ist uns durch eine Fülle von Inschriften und Tontafeln erhalten geblieben. Schon die ersten Ausgrabungen von Boghazköy haben eine Anzahl von Schriftdokumenten ans Licht gebracht. Die Entzifferung gelang dem tschechischen Forscher Fr. Hrozny<sup>15</sup>, F. Sommer hat die Ergebnisse von Hrozny dann von der indogermanistischen und akkadistischen Sprachforschung her endgültig bestätigt. So ist uns heute die hethitische als älteste indogermanische Sprache gut bekannt.<sup>16</sup>

Diese Sprache muß freilich aus der für sie nicht ganz passenden Keilschrift übertragen werden; dies bedeutet für die Umschrift einige Komplikationen und Schwierigkeiten. So wird z. B. das indogermanische Wort für Gott, welches bei den Hethitern Siunas lautete, häufig mit dem sumerischen Dingir wiedergegeben. Eine Anzahl von Worten sind uns bis heute nur nach ihrer Bedeutung, nicht jedoch nach ihrem Wortlaut bekannt, weil die Hethiter für sie einfach die keilschriftlichen, akkadischen und sumerischen Ideogramme übernommen haben. Die ideographische Schreibung hat zur Folge, daß wir z. B. die hethitischen Worte für Sohn und Frau nicht kennen, da sie immer sumerisch



Beispiel für hethitische Hieroglyphenschrift (Museum Kayseri)

(Dumu bzw. Sal) wiedergegeben werden. Einige Beispiele sollen wenigstens einen Eindruck vom Klang der hethitischen Sprache geben. Dabei stellen wir fest, daß manchmal eine überraschende Ähnlichkeit zum Griechischen und Lateinischen vorliegt. Das zeigen uns schon von dem Stamm es- (Sein) die drei singularischen Formen: esmi, essi, eszi, die geradezu altgriechisch klingen. An Konjugationsformen finden sich zwei, nämlich eine hi-Konjugation und eine mi-Konjugation. Der Stamm kuen- bedeutet schlagen, töten, er ist verwandt mit dem lateinischen Stamm fen- (fendere). Das Verb konjugiert sich im Indikativ des Präsens: kuemi, kuesi, kuenzi; kuennumeni, kuenatteni, kunanzi. Das Nomen hat eine große Zahl von Stämmen. An genera unterscheidet man communia und neutra. Das Wort für Mensch heißt antuhas, es klingt an das griechische andr- und anthropos an. Der Dativ lautet antuhsi, der Akkusativ antuhsan, der Nominativ des Plural antuhses. Das Neutrum pedan (verwandt mit dem griechischen pedon) wird ähnlich dekliniert. Labarna war der Name eines alten Herrschers vor Hattusili I., er bedeutet Hasenmann, Hasenjäger, das Wort ist verwandt mit dem lateinischen Stamm lepor-<sup>16a</sup>. Der Name Labarna, bei den mit Lautwandlungen nicht eben kleinlichen Hethitern später zu Tabarna verändert, ist in der Folgezeit der Titel der Großkönige geworden. Könige und Götter werden nicht selten mit dem Hasenschläger dargestellt, wohl einem früheren Hirtenkrummstab, der auf der Jagd als eine Art Bumerang verwendet wurde. Der Hase, das Tier der Fruchtbarkeit, ist ein heiliges Tier, wie es auch bei den Israeliten zu den „unreinen“, d. h. zu den ursprünglich Jahwe gehörigen Tieren zählt; daraus erklärt sich auch die besondere Beziehung des hethitischen Tabarna zu diesem uns so harmlos erscheinenden Wild.

Dieser kurze Streifblick über die hethitische Sprache sollte vor allem die nahe Verwandtschaft mit dem Griechischen und Lateinischen deutlich machen. Gerade das letztere mag uns zunächst überraschen. Doch darf man sich daran erinnern, daß die Etrusker ja aus dem anatolischen Bereich stammen, und die alt-römische Sage hat sich immer ihrer Abkunft von den Trojanern gerühmt. Wir verstehen also auch von hier aus, welche starke Einflüsse von den Hethitern auf die westliche Kulturentwicklung ausgegangen sind.

Die hethitische *Literatur* umfaßt verschiedene Gattungen. Erhalten sind uns zahlreiche Mythen, Epen und Legenden; weiter sind zu nennen Vertragstexte und Gesetzeskörper; ferner historische Dokumente, Annalen und Biographien; dann Vorschriften und Instruktionen; schließlich noch Ritualtexte, Gebete, Gelüb-

Felsheiligtum  
Yazilikaya; König  
Tuthalija IV. wird  
von einer Gottheit  
beschützt



de und Orakeltexte. Zum kulturgeschichtlich Bedeutsamsten gehört auf jeden Fall die Leistung der Hethiter auf dem Gebiet des *Rechtswesens*.

#### *Humanes Recht*

In der Tafel XI des Gilgamesch-Epos<sup>17</sup> werden zwei göttliche Herolde, Shullat und Hanish, genannt. Diese aber sind nichts anderes als hethitische Rechtsgötter! Sullatar heißt Streit, Hanneresar heißt Rechtssache, Prozeß. Dem Hani wird in der Ur III-Zeit eine Kapelle<sup>18</sup> errichtet. Daraus läßt sich schließen, daß schon in frühester Zeit enge Beziehungen zwischen Sumerern und Hethitern bestanden, die sich besonders auf dem Gebiet der Rechtssetzung auswirkten; und es ist nicht eindeutig ausgemacht, ob die Sumerer hier einseitig die Gebenden waren.

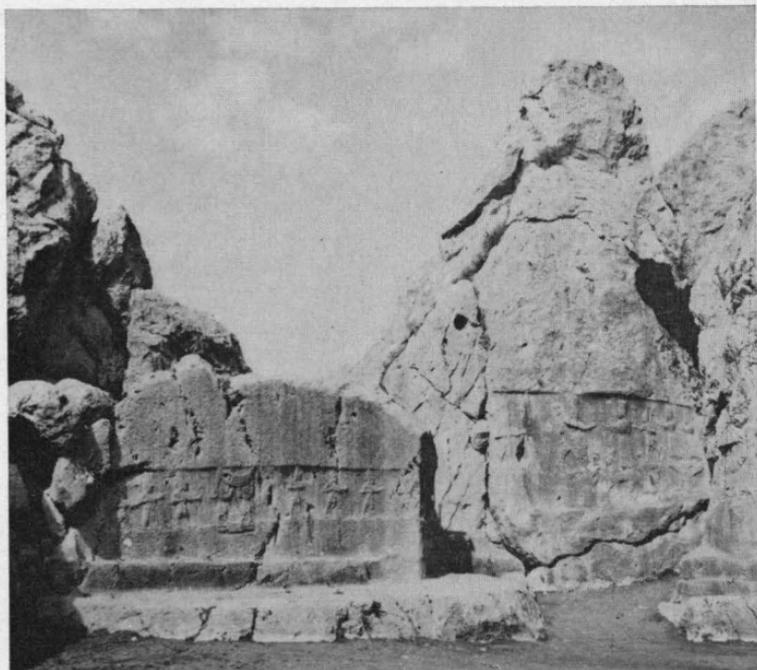
An einem Beispiel sei im folgenden die Bedeutung der hethitischen Gesetzgebung dargestellt. Zu Beginn der neusumerischen Zeit (3. Dyn. von Ur) gibt Ur-Nammu einen Gesetzbuch heraus, in dem in kasuistischer Form bestimmte Rechtsfälle mit der dazu gehörigen Bußleistung aufgezählt werden. „Wenn ein Mensch einem Menschen mit einer Keule den Knochen . . . zerbrochen hat, zahlt er eine Mine Silber.“<sup>19</sup> Das ist ein für das

kasuistische Recht des alten Orients typischer Paragraph. „Wenn — dann“, dies ist die Formulierung, die einen Fall (Kasus) voraussetzt und die Sühne nennt. Auffallend ist, daß in dieser frühen Zeit Körperverletzungen durch Geldbußen, also verhältnismäßig milde, abgegolten werden können. In etwas späterer Zeit entsteht in Mesopotamien der Gesetzeskodex von Eshnunna.<sup>20</sup> Hier heißt es im § 42, für die Verletzung eines Auges sei eine Mine Silber zu zahlen, für einen Zahn ebenfalls eine Mine. In eine wiederum spätere Phase gehört der Kodex Hammurabi. Hier wird genau unterschieden zwischen Verletzungen gegenüber Untergeordneten und Gleichrangigen. Verletzungen von Untergeordneten können auch mit Geld gesühnt werden. Zwischen Gleichrangigen jedoch herrscht das denkbar strengste Vergeltungsrecht. Für das Ausschlagen eines Zahnes wird dem Täter ein Zahn ausgeschlagen (§ 200). Dies ist das Prinzip des „Jus Talionis“: Der Kosmos befindet sich in einer Art von labilem Gleichgewicht; wird dies durch irgendeine Freveltat gestört, so muß auf die andere Seite der Waage dasselbe Gewicht gelegt werden, rein objektiv also und ohne jede Rücksicht auf Erwägungen humaner Art. Gegenüber den älteren Rechten ist der Kodex Hammurabi, betrachtet man ihn unter dem Gesichtspunkt der Humanität, entschieden ein Rückschritt.

Und nun das hethitische Recht!<sup>21</sup>

Hier lautet der § 7: „Wenn einen freien Menschen jemand blendet oder ihm seinen Zahn schief schlägt, pflegten sie früher eine Mine Silber zu geben, jetzt gibt er 20 Sekel Silber, auch stößt er zu seinem Hause.“<sup>22</sup> Dieses Recht ist offensichtlich mit den älteren sumerischen Gesetzen verwandt, widerspricht jedoch dem, selbstverständlich als bekannt vorauszusetzenden Kodex Hammurabi. Ja, es bedeutet sogar noch eine Milderung gegenüber den Forderungen des sumerischen Rechts und bekennt sich bewußt dazu. Das kasuistische hethitische Recht bedeutet also einen eindeutigen Fortschritt in der Humanisierung des Daseinsverständnisses. Vergleicht man damit das wesentlich jüngere israelitische Recht, so sieht man, daß im alten Israel diese humane Rechtsauffassung nicht so leicht erreicht worden ist. In 2. Mose 21, 24 ist noch hart und klar der Grundsatz genannt, der dem Jus Talionis zugrunde liegt: Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Unsere Übersicht hat uns gezeigt, wie die eigentümliche Zusammenstellung von Auge und Zahn in den alten Rechtssatzungen sich über ein Jahrtausend lang durchhielt. Von allen genannten Rechten erwies sich dabei das hethitische Recht als der entschiedenste Vorstoß zur Humanisierung. So wird man auch nicht fehlgehen, wenn man die mancherlei Milderungen, die sich auch



Felsheiligtum Yazilikaya, Hauptraum

im altisraelitischen kasuistischen Recht neben dem oben genannten strengen Vergeltungsgrundsatz finden, auf hethitische Einflüsse zurückführt. Das kasuistische Recht Alt-Israels weist somit gleichermaßen auf den Kodex Hammurabi wie auch auf die humane hethitische Rechtssprechung zurück.

Neben dem kasuistischen Recht findet sich im Alten Testament auch das sogenannte „apodiktische“ Recht. Darunter versteht man Formulierungen, wie sie aus dem Dekalog allgemein bekannt sind: Du sollst nicht töten! Du sollst nicht stehlen! Um das Problem des apodiktischen Rechts im Alten Testament gibt es seit einiger Zeit lebhaftere Auseinandersetzungen. Starke Beachtung fand die These von Albrecht Alt, wonach das apodiktische das „genuin israelitische Recht“ sei, während die kasuistischen Rechtssätze im Alten Testament sich in das gemeinsame altorientalische Recht einfügten.<sup>23</sup> Dagegen hat u. a. neuerdings vor allem G. Heinemann auf die Ähnlichkeit des israelitischen Bundesformulars (Dekalog) mit hethitischen Vertragswerken hingewiesen.<sup>24</sup>

Diese möglicherweise für Israel vorbildlichen hethitischen Staatsverträge<sup>25</sup> sind verfaßt nach einem ganz charakteristischen

Schema. Der vertragsschließende König erwähnt zunächst seine Geschichtstaten dem Partner gegenüber, sodann seine Bundesgeneigtheit, daran schließt er apodiktische Forderungen an, die der Vertragspartner zu erfüllen hat. So spricht etwa Mursili II: „Ich, die Sonne, faßte Gnade zu Dir . . . siehe, ich habe Dir das Land . . . gegeben, das soll Dein sein, das behüte.“ Sodann bringt der König seine Forderungen vor. Ähnlich lautet der Vertrag des Muwatalli mit Alaksandu von Wilusa. Erst kommt die geschichtliche Reminiszenz, dann folgen eine Anzahl kasuistischer Vertragsbestimmungen und schließlich die Aufforderung: „Nun wirst Du, Alaksandus, gegen die Sonne (= den Tabarna) Böses nicht tun, gegen Dich aber wird Hattusas Böses nicht ins Werk setzen.“<sup>26</sup>

Bedenkt man dabei noch, daß der vertragsschließende Muwatalli betont: „Diese Abmachungen beruhen keineswegs auf Gegenseitigkeit, sondern sie sind vom Land Hatti“, daß also er einseitig den Bund gewährt, so findet sich, wenigstens in formaler Hinsicht, eine überraschende Ähnlichkeit mit dem Bundesformular Israels 2. Mose 20, besonders mit den Versen 2, 5 und 6 dieses Kapitels.

### *Mythische Religion*

Die Betrachtung des hethitischen Rechts führt uns damit auf das Gebiet der *Religion* und der religionsgeschichtlichen Bedeutung des Hethitertums. Es ist in diesem Rahmen nicht möglich, auch nur annähernd ein Gesamtbild zu entwerfen; sprechen doch die Hethiter selbst nicht selten von ihren „tausend Göttern“. Wovon hier die Rede sein kann, das ist vor allem die Auswirkung, die die hethitische Religion auf die Umwelt gehabt hat, ist das eigentliche Erbe von Hattusa. Die uralte anatolische Religion ist auch noch bei den verhältnismäßig späten Hethitern lebendig geblieben. Çatal Hüyük und Beyce Sultan waren Orte einer alten Fruchtbarkeitsreligion. Der Stier und die große Muttergöttin, der kosmische Gesamtzusammenhang, das Opferwesen mit seinen Blutriten, das waren die kennzeichnenden Charakterzüge des alten Glaubens. In Çatal Hüyük können wir einen Ritus erschließen, der in analogistischen Zeremonien bestand. Die Fresken und die Kultbühnen deuten darauf hin, daß rituelle Tänze das kosmische Geschehen in die Gegenwart hineinverwoben. In Beyce Sultan sind wir eine Stufe weiter. Hier wird die Tempelanlage (männlich und weiblich) selbst mit der Gottheit identifiziert, eine magische Dringlichkeit eint den religiösen Menschen im Ritus unmittelbar mit dem innergöttlichen Geschehen. Im

Hethitischer  
Jagdgott  
(Museum Kayseri)



Boghazköy der Hethiterzeit jedoch befinden wir uns in der Sphäre des ausgebildeten Mythos. In Israel und Hellas wird dann noch eine weitere Stufe erstiegen. Hier wird der Mythos ins Personhafte hinein durchbrochen. So sehen wir also geradezu eine Klimax religiöser Entwicklungsstadien: Die erste Stufe war die der rituellen Analogie (Çatal Hüyük), die zweite die der magischen Identität (Beyce Sultan). Die dritte Stufe ist die der kultischen Vergegenwärtigung des Göttlichen aus dem mythischen Erlebnis heraus. Die vierte Stufe endlich wird erreicht einerseits im Griechentum, in der hymnischen Unmittelbarkeit zum göttlichen Sein (Pindar), andererseits in Israel in der personhaften Homologie, dem menschlichen Antworten im Dialog mit dem göttlichen Du. Eine höhere Stufe ist nicht denkbar, solange und sofern wir in der Personhaftigkeit des Menschen den höchsten Wert des Seins erkennen.

Die hethitische Literatur hat uns zahlreiche religiöse Texte, darunter viele mythische Stoffe, überliefert. Die Sage von Kumarbi ist als unmittelbare Vorstufe des hesiodischen Mythos von Uranos und Kronos aufzufassen. Götterdynastien lösen einander ab,

das neue Göttergeschlecht macht das frühere unfruchtbar, die Fruchtbarkeit geht auf die zweite Götterdynastie über.

Im dritten Geschlecht herrscht dann über Hatti der Wettergott, der den churritischen Namen Tesub führt. Er entspricht dem kanaanäischen Baal und dem griechischen Zeus; noch in römischer Zeit wird der Gott auf dem Stier als Jupiter Dolichenus in Kleinasien verehrt. Wie Baal und Zeus wird der hethitische Wettergott häufig mit erhobenem Arm, eine Waffe schleudernd, dargestellt. Tesub bringt den befruchtenden Regen aufs Land. Sein Zeichen ist der lange, über den Rücken herabhängende Haarschopf. Wer auf der weiten anatolischen Hochebene eine Gewitterfahne einherwehen sieht, hat es nicht schwer, in den Regenböen die Locken des stürmenden Tesub zu erkennen. Die Stiere Seri und Hurri gehören ihm, sie ziehen seinen Wagen, so wie im nordischen Mythos die Böcke das Fahrzeug des Thor.

Die Gefährtin des churritischen Tesub ist die große Sonnengöttin von Arinna, welche auch den churritischen Namen Hepat führt. Die Hepat steht auf einem Löwen; sie gehört eng zusammen mit der ursprünglich sumerischen Gottheit Kubaba, welche als Kybele noch in spätester Zeit in Kleinasien verehrt wird, auch trägt sie auf dem Haupt den Polos wie lang danach die ephesische Artemis. Besonders wichtig ist auch die Sausga, eine Gestalt der Ischtar. Weiter, mit der Doppelaxt (Labrys!), der kleine Gottsohn Sarruma, zu dem ein Panther gehört. Dieser junge Gott mag, wie auch der kleine Telepinu, das Urbild des griechischen Dionysos geworden sein.<sup>27</sup> Die Namen dieser Götter gehen häufig durcheinander. Das gilt auch von den Namen Rundas und Tarhunt, womit Glücks- und Orakelgötter gemeint sind; Rundas ist als Hirschgott wiederum ein Fruchtbarkeitsgott. Der Name Tarhunt lebt noch in dem etruskischen Tarquinius weiter. Schließlich sind noch zu nennen die arischen Götter Indra, Mitra und Varuna, wie auch das arische Dioskurenpaar der Nassatjas, die unter den Schwurgöttern des Mitanni-Vertrages erscheinen.<sup>28</sup>

### *Kosmischer Ritus*

Die Reichsreligion der Hethiter hat uns ihr eindrucksvolles Denkmal hinterlassen in dem Felsheiligtum von Yazilikaya bei Boghazköy, dem alten Hattusa.<sup>29</sup> In dem gewaltigen Mauerwerk der Hauptstadt befanden sich fünf große Tempel. Hethitische Götter stehen nie in einer lichtlosen Zella; ihr Standbild wird durch weite Fensteröffnungen allen sichtbar gemacht, sie sind ein Teil des kosmischen Ganzen. Nirgends in der altorien-



Boghazköy, Fundamente von Archiv- und Lagerräumen auf der Akropolis

talischen Religionsgeschichte ist das Göttliche so mit der Natur verwoben wie im hethitischen Bereich. Das hat aber nicht das mindeste zu tun mit metaphysischem Pantheismus. Das Göttliche ist allenthalben, es lebt im Götterbild, aber es geht niemals darin auf.<sup>30</sup> Man muß sich um die Gottesnähe mühen, die Gottheit will sich offenbaren und schenken: dies ist die besondere Eigenart der hethitischen Religion. Die Gottheit lebt im Verborgenen und tritt im Kult ins Helle ein. Beides muß man sagen. Die Gottheit ist nicht einfach da, sie ist aber auch nicht einfach transzendent. Man kann es nicht gut anders nennen: sie offenbart sich in der kultischen Geschichte.

Die *Kunst* der Hethiter<sup>31</sup> verbindet zahlreiche vorderasiatische Motive zu einer neuen Synthese. Eigenartig ist die Freude an Mischwesen, wie sie am frühesten wohl das alte Elam entwickelt hat.<sup>32</sup> Ein Beispiel dafür ist die Chimaira aus Karkemis. Überhaupt ist die Tierdarstellung auffallend häufig, woraus sich wieder die echte Naturverbundenheit der Hethiter erkennen läßt. In der Bildeinteilung sind die Hethiter besonders frei, sie verzichten häufig auf Standlinien und dergleichen und lieben eine allseits den Raum einbeziehende Komposition. Ihre Götter stehen nicht selten auf Tieren. Das Motiv begegnet uns monumental zuerst in Mari, also noch in der ersten Hälfte des zweiten

Jahrtausends im mesopotamischen Raum; die Hethiter gebrauchen dieses Motiv dann mit Vorliebe und drücken damit eine „klare Unter- und Überordnung“ aus<sup>33</sup>. In den Museen in Ankara und Kayseri fallen die zahlreichen Kultstatuetten von Tieren auf, die als sogenannte Standarten in den Heiligtümern aufgestellt waren; besonders häufig sind Hirsch und Stier. Spendegefäße haben schon in früher Zeit Tierform, das Maul ist der Ausguß, auf dem Rücken befindet sich eine Eingußtülle, die möglicherweise ursprünglich auch dazu gedient hat, eine den Lebensbaum symbolisierende Pflanze in sich aufzunehmen.<sup>34</sup> Diese Kunst ist naturnah und abstrakt zugleich. Sie ist weit entfernt von dem Idealismus der Schönheit und Eleganz in Ägypten, wie von dem Idealismus der Macht und Größe in Assur; es handelt sich um naturnahe Wesensschau, um einen abstrakten Realismus. Dies entspricht der grundsätzlichen Daseinsauffassung, wie sie sich in der hethitischen Religion zeigt.

Von daher versteht man auch das Wesen des geheimnisvollen Reichsheiligtums in der Schlucht von Yazilikaya. Von den hellen Tempeln der Hauptstadt zog die Prozession eine knappe Stunde hinaus zu der Felshöhe im Osten. Dort war vor einer Doppelschlucht eine Tempelanlage errichtet, das eigentliche Heiligtum der Schlucht jedoch lag stets unter offenem Himmel und doch im tiefen Schoß des Berges.<sup>35</sup> Tuthalija IV. hat die Felsen mit den Reliefs ausschmücken lassen, die man heute noch sehen kann. Vor den Reliefbildern sind teilweise noch Plattformen zu erkennen, auf denen einst in Metallkörben heilige Feuer brannten.<sup>36</sup> In der Tiefe der Hauptschlucht begegnen sich die höchsten Gottheiten, Tesub und Hepat. Der Gott steht auf zwei gebeugten Berggöttern, die Göttin auf dem Löwen. Geleitet werden sie von ihrem Gefolge, dem männlichen und dem weiblichen. Man deutet die Szene mit Recht als „heilige Hochzeit“. Doch wird man ebensowohl auch zu denken haben an einen kosmischen Bund, den die Götter schließen, und dem sich die menschliche Prozession einreihet. Sehr eindrucksvoll ist dabei die geschlossen anmarschierende Zwölfheit von Göttern, die oft irrigerweise als Leibwache bezeichnet wird; diese Zwölfheit ist eine Göttergruppe, wie wir sie aus früheren Epochen in den 8 Urgöttern von Hermopolis kennen.<sup>37</sup> Sollte hier jene Zwölfheit anrücken, welche im griechischen Bereich den Olymp einnahm?

#### *Götterbund und Bundesgott*

Die eigentliche Deutung der Szene von Yazilikaya sieht Kurt Bittel in der Begegnung der höchsten Gottheiten als einem kos-

mischen und zugleich mythischen Ereignis, das sich im Ritus widerspiegelt: „Die Himmlischen schreiten über Berggötter und Berggipfel hinweg, ebenso ihre heiligen Tiere, oder sie werden vom Adler getragen, die ganze Handlung spielt sich demnach in der freien Natur, auf den Spitzen der Felsen und Gebirge über und jenseits der menschlichen Sphäre ab, in einer Umgebung also, die der Yazilikayas entsprechen mag, wo die hohen Felskuppen, die steilen Wände und tiefen Spalten wie geschaffen waren zur Lokalisierung dieses Mythos, ein Vorgang, den wir sehr wahrscheinlich in uralte Zeit zurückverlegen dürfen und damit weit vor die Periode, zu der dieser Ort zu einem durch Bild und Bauten ausgestalteten Heiligtum geworden ist.“<sup>38</sup> Damit ist das eigentliche Thema Yazilikayas genannt: Götterbegegnung. Es ist ein Bund, den die Götter untereinander schließen, in dem sie sich also zur Einheit zusammenfügen. Und an diesem Bund ist der Mensch beteiligt, er ist kultisch in ihn eingeschlossen. Nun wird erst recht deutlich, welche Bedeutung die hethitischen Bundesformulare eigentlich haben und weshalb sie so nahe mit der alttestamentlichen Bundesurkunde verwandt sind! Dabei darf natürlich der fundamentale Unterschied nicht übersehen werden. In Hatti gibt es 1000 Götter, Israel hat nur einen Gott. Aber die Erkenntnis Israels vom einen Gott kam auch



Boghazköy: Blick auf die Fundamente des „Großen Tempels“

nicht unvorbereitet. Hatti hat die Einigung der Götter im *Bundesschluß* erfahren. Und es ist nicht zuviel gesagt, wenn man das Hatti-Reich als eine große „Amphiktyonie“ versteht.

Eine Amphiktyonie ist ein religiöser Bund um ein zentrales Heiligtum herum. Von solchen Amphiktyonien kennen wir vor allem die delphische wie auch die Jahwe-Amphiktyonie in Israel. Kennzeichnend für einen solchen amphiktyonischen Bund ist das Zentralheiligtum, welches sich sekundär auch in einem politischen Bund auswirkt. Die uns bekannten amphiktyonischen Zentralheiligtümer üben ihre Macht aus durch Orakelweisungen, in Delphi wie in Israel.<sup>39</sup> Und dies ist auch die Grundstruktur der hethitischen Gemeinschaft. Nirgends sonst, außer in Israel und in Delphi, hat das Orakelwesen eine solche Rolle gespielt. Die zahlreichen Spielbretter sowie die runden und kreuzförmigen Spielmarken auf den Hirschstatuetten bezeugen die Rolle der Orakelweisungen. In diesen Zusammenhang gehört auch der Orakelgott, und hier ist wieder eine eigenartige Nähe zwischen Delphi, Hatti und Israel festzustellen. Ob der Name Appaliunas, der im Vertrag des Muwatalli mit Alaksandu von Wilusa genannt wird<sup>40</sup>, auf Apollon bezogen werden darf, ist umstritten; sachlich jedoch ist kaum ein Zweifel möglich, daß der delphische Apollon mit den hethitischen Orakelgöttern verwandt ist. Und auf der anderen Seite reichen die Beziehungen von dieser hethitischen Gottesvorstellung auch nach Israel. Dies läßt sich selbst auf dem Gebiet der persönlichen Frömmigkeit feststellen: das Pestgebet von Mursili II. mit seinem Sündenbekenntnis und der so außerordentlich persönlichen Anrede des Menschen an die Gottheit erinnert schon an die Sprache der Psalmen.<sup>41</sup> Dazu gehört ferner noch, daß der Leiter der Amphiktyonie niemals selber ein Gott ist; auch der hethitische König ist nicht Gott: Er wird zwar zum Gott, wenn er stirbt, und der lebende König kann sich in späterer Zeit „die Sonne“ nennen; aber dies ist ägyptische Formelsprache ohne den religiösen Inhalt.<sup>42</sup> Zum amphiktyonischen Stil gehört schließlich die hohe Bedeutung der Gesamtvertretung des Bundes, eine Rolle, die in Hatti der Panku, der „Allrat“ ausübte; der Panku hatte sogar dem König gegenüber die Rechtshoheit, er konnte den Herrscher u. U. absetzen. Endlich ist noch zu erwähnen, daß die höchsten Hofämter in Hatti durchweg kultischen Ursprungs sind.

Hatti als Amphiktyonie: darin liegt die besondere Verwandtschaft mit der Delphik — diesen Ausdruck verdanken wir Gerhard Nebel — wie vor allem mit Israel. Die Geschichte der Gotteserkenntnis gleicht, vom Menschen her betrachtet, dem Aufstieg über die drei Stufen eines Tempelstylobats; wir haben von



Boghazköy, Löwentor

diesen drei Phasen oben schon gesprochen. Hatti ist auf der obersten Ebene jener Schwelle zum Heiligtum schon ganz nahe gekommen, über die Israel dann geführt worden ist. In Hatti wurde die Einigung der Götter noch als Mythos erlebt, den man in Yazilikaya kultdramatisch nachvollzog. In Israel wird die Zone der Abbilder endgültig durchschritten, es kommt zur vollen Personbegegnung mit dem Göttlichen, aus der mythischen Göttereinheit heraus offenbart sich dann überwältigend die Einheit und Einzigkeit Gottes selbst.

Wenn wir die Religion Israels so in den Gesamtzusammenhang der Religionsgeschichte einordnen, wird ihr noch keineswegs etwas von ihrem einzigartigen Offenbarungsanspruch genommen. Israel hat von verschiedensten Seiten her religiöse Vorstellungen übernommen und zu einer nun gewiß einzigartigen neuen Synthese gebracht: und eben darin liegt das Besondere der biblischen Religion. Theologisch ausgedrückt: die Vorgeschichte der biblischen Religion ist nicht ohne Gottes Offenbarungsfügung zu verstehen. Mit Recht sagt Klaus Koch: „Es gab und gibt nicht überall auf der Welt Bundesvorstellungen und Amphiktyonien, ägyptisches Königsritual und iranische Endzeitspekulation.“<sup>43</sup> Es wäre falsch, aus dem eben Gesagten theologisch zu folgern,

die Religionen des alten Ägypten, Vorderasien, Hellas und Iran, welche sich alle aufs stärkste in der biblischen Gotteserkenntnis ausgewirkt haben, seien also für uns Heutige gleichermaßen mögliche Zugänge zur Quelle aller Offenbarung wie die biblische Religion. Von all diesen Religionen lebt nun einmal nur noch die biblische; einen unmittelbaren religiösen Zugang zu den alten Religionen gibt es nicht mehr. Dies hat, was die griechische Religion betrifft, keiner entschiedener verkündet als Hölderlin, den man fälschlich für einen „Griechenschwärmer“ hält. Den eigentlichen Zugang zu jeder Religion gibt es nicht über die immer nur sekundäre wissenschaftliche sondern allein über die primäre religiöse Erkenntnis; nur diese letztere ist unmittelbar. Ich wage von da aus sogar die These: auch zum eigentlichen Kern der hethitischen Religion hat nur der einen Zugang, der selbst in einer lebendigen Religion steht und lebt. Selbstverständlich ist für uns Heutige die religionswissenschaftliche Betrachtung unabdingbar für das Verständnis einer vergangenen Religion; aber zum Wesen selbst dringt nur die religiöse Erfahrung selbst vor.<sup>44</sup>

#### *Das Erbe*

Mag auch die hethitische Religion gestorben sein wie so viele andere, so ist doch ihr Erbe aufgehoben im noch heute lebendigen biblischen Glauben. Doch ist das Vermächtnis von Hattusa nicht darauf beschränkt. Wir erkannten es schon in der Auswirkung des hethitischen Rechts auf die Entwicklung der Humanität. Viel ließe sich auch sagen über die starken kulturellen Einflüsse, die von Hatti auf den griechischen Bereich ausstrahlten. Das gilt besonders für zahlreiche mythologische und künstlerische Themen. Wir sprachen schon von der kretischen Kunst. Das Wesenselement des kretischen Daseinsverständnisses, die dynamisch gestraffte Mitte und das Ausschwingen ins Kosmische wie das Zurückschwingen zum Lebenszentrum hin findet sich auch schon in Hatti; die enge Schlucht von Yazilikaya, von deren Eingang aus der weite Blick über das mächtige Mauerrund der Hauptstadt hinweg bis zu den fernen Grenzen des hethitischen Bundes zu schweifen sucht, um mit den Wolken und dem Regen zurückzukehren in die Tiefe des heiligen Felsbezirks, ist ein Beispiel dafür.

Wie stark die griechischen Mythen und Sagen von Hatti aus beeinflusst sind, ist schon mehrfach angedeutet worden. In dem bereits genannten Alaksandu von Wilusa dürfen wir wohl einen Alexandros von Ilios erkennen; sicherlich nicht den homerischen

Paris, dennoch aber einen Fürsten, der dann der griechischen Sage von Paris Alexandros den Namen darbot. So könnten auch die Namen Mursilis und Muwatallis in der griechischen Sage als Myrtilos und Motylos weiterleben. An Apollon und Dionysos sei nur kurz erinnert; der Telepinu-Mythos könnte auch noch in der Erzählung von dem unartigen Hermes-Kind nachwirken. Schließlich mag noch die Vermutung geäußert werden, daß die vorgriechische Sprache der ägäischen Kultur doch wohl einiges mit dem Hethitischen zu tun haben könnte. Kennzeichnend für diese ägäische Sprache sind ja die Suffixe -nth- und -ss-. Fritz Schachermeyr will die Verbreitung dieser Sprache durch eine Karte veranschaulichen, welche sogar die mitteleuropäischen Ortsnamen Tridentum und Carnuntum einschließt.<sup>45</sup> Schachermeyr schließt daraus auf eine weite Verbreitung der von ihm so genannten „ägäischen Sprachfamilie“, die in Anatolien ihren eigentlichen Heimatsitz hat. Doch wird in diesem Zusammenhang viel zuwenig auf das Hethitische verwiesen.<sup>46</sup> Wir können den Einfluß, der einst vom frühen Anatolien auf die griechische Kultur und also *mittelbar* auch auf unser heutiges Daseinsverständnis ausging, kaum überschätzen.

Vor allem aber ist das hethitische Vermächtnis lebendig geblieben in wesentlichen Grundzügen der biblischen Religion. Hier wirkt es noch *unmittelbar* weiter, das ehrwürdige Erbe von Hattusa. Und in diesem Weiterleben ist der Wunsch in Erfüllung gegangen, den sich die alten Hethiter zuriefen, wenn sie zu feierlichen Handlungen zusammenkamen:

Huishuantes esten!  
Ihr sollt leben!

## Felsengrab und Bergaltar

Die Nabatäer in Petra; ihre Toten und ihre Götter

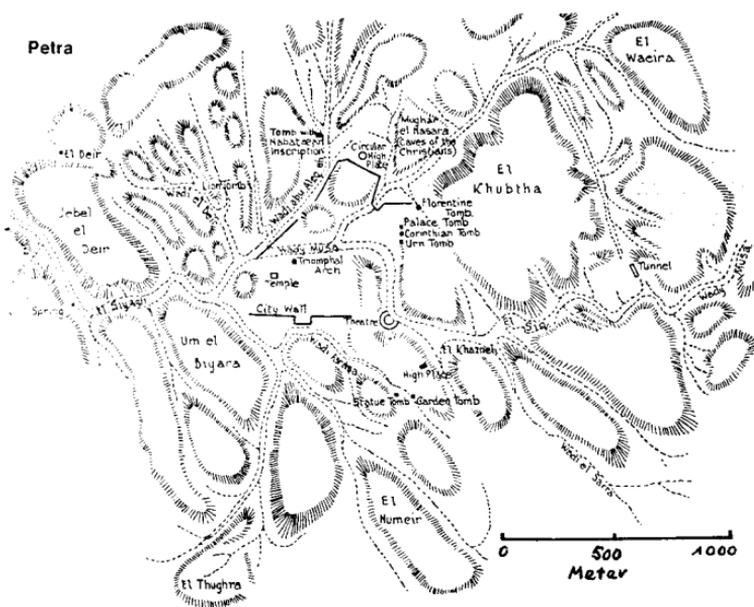
Petra liegt zwischen Totem und Rotem Meer in einem schwer zugänglichen Felsenkessel der Shera-Berge. Nicht weit davon fällt das Gebirge nach Westen steil zum Wadi Araba ab. Vielleicht wurde an dieser Stelle den Juden auf dem Weg nach Kanaan der Durchzug durch Edom verweigert. Petra mag damals schon eine Rolle als Grenzfestung gespielt haben. Wie wir es heute sehen, ist es jedoch die Stadt der Nabatäer. Diese Nomaden aus der arabischen Wüste treten zwischen 600 und 300 v. Chr. ins Licht der Geschichte, übernehmen Petra von den Edomitern und beherrschen schließlich, etwa 200 Jahre vor bis 100 Jahre nach der Zeitwende, den Karawanenverkehr zwischen den drei damals bekannten Erdteilen. Ihr Reich erstreckte sich in seiner Blütezeit von Damaskus bis Arabien. Sie hatten Faktoreien in Italien und Ägypten. Ihre Könige waren Freunde und Bundesgenossen Roms. Petra war Hauptstadt und Residenz, Kultstätte, Festung und Nekropole des nabatäischen Reiches. Für GLUECK sind die Nabatäer „eines der beachtlichsten Völker, das je über die Bühne der Geschichte schritt. Aus den Wüsten Arabiens schnell zu Macht, Einfluß und Ruhm gekommen, wurden sie von den Römern schnell ins Dunkel der Geschichte zurückgestoßen. In ihrer Zeit schafften sie ungeheuer, wurden beinahe über Nacht die Erbauer von großartigen Städten, einzigartig in der Geschichte menschlichen Handwerks. Sie waren Kaufleute und Bauern und Architekten von großer Kraft und Geschicklichkeit. Die Ruinen, die sie hinterließen, sind beredte Zeugen ihres Ruhmes.“

Was für Menschen waren die Nabatäer?

Was STRABO um die Zeitwende von ihnen schreibt, ist mit Vorsicht aufzunehmen. Er hat wohl recht, wenn er sie als fleißig und einfach bezeichnet. Diese Tugend, allen Bewohnern wenig fruchtbarer Gegenden eigen, wurde ihnen durch das Land aufgezwungen, in dem sie lebten. Daß die Könige „volkstümlich“ waren, ihre Gäste selbst bedienten und sich vor ihrem Volke gelegentlich verantworten mußten, paßt durchaus zu dem Bild des arabischen Stammesführers der antiken wie der eben vergehenden Welt. Dagegen irrt er sicher, sobald er von marmor-

nen Palästen und von einem Reichtum an Früchten berichtet. Hinsichtlich der verfügbaren Metalle sind seine Angaben völlig unrichtig: keineswegs produzierte Nabatäa Gold und Silber in nennenswerten Mengen, dafür aber Kupfer, das ihm STRABO gerade abspricht. Auch flossen die Reichtümer bei den Nabatäern ebenso wenig zusammen, wie im Glücklichen Arabien. Die Waren, von denen die Nabatäer lebten, waren Transitgüter; sie lieferten nur einen Transportgewinn. Grotesk ist die Annahme STRABO'S, den Nabatäern bedeuteten die Leichname nicht mehr als Dung, und sie begruben ihre Könige bei den Düngerhaufen. Hat der Historiker hier das arabische kabr (Grab) mit dem griechischen kopros (Mist) verwechselt, oder ist er einem Witzbold auf den Leim gegangen?

Tatsächlich dürften den Nabatäern ihre irdischen Wohnstätten nur wenig bedeutet haben. Reste von Gebäuden, die ursprünglich wirklich nabatäisch waren, hat man bisher nicht finden können. KAMMERER vermutet, daß die Nabatäer lediglich in Höhlen und Zelten wohnten, und daß die Stadt Petra ein Erzeugnis der römischen Zeit sei. Vor dem 1. vorchristlichen Jahrhundert wird sie als urbanes Zentrum kaum existiert haben. Einen Beweis dafür sieht er in den Verhältnissen von el-Heger. In diesem wichtigen, südlichen Außenposten des nabatäischen Karawanensystems mit seinen erstaunlichen Grabfassaden und Heiligtümern haben DOUGHTY, der Straßburger HUBER, EU-



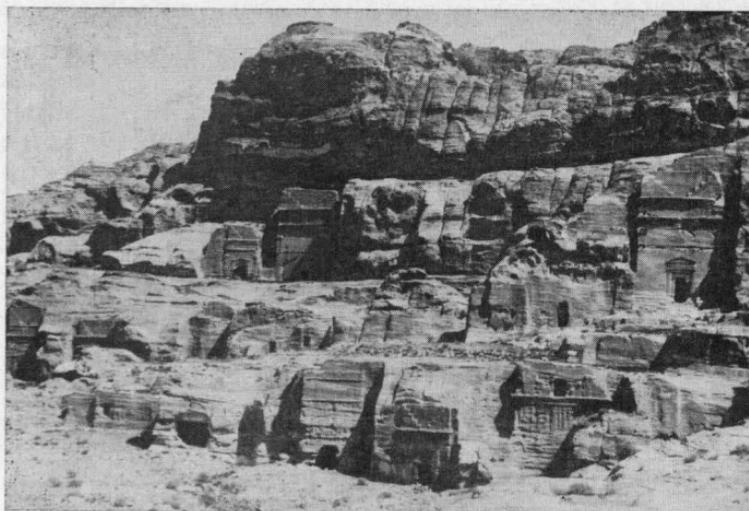
TING und die Dominikanerväter JAUSSEN und SAVIGNAC im ausgehenden 19. Jahrhundert zwar die erwähnte Nekropole und entsprechende Opferplätze und Heiligtümer, aber keine Spuren einer regelrechten Stadt aus nabatäischer Zeit gefunden. Zweifellos kampierten die Nabatäer auch dort im Freien und ehrten nur ihre Toten mit den „Häusern der Ewigkeit“, den Grabkammern hinter tempelhohen, in den senkrechten Fels gehauenen Fassaden. Ihre Gottesdienste spielten sich, ihrem Glauben entsprechend, auf hochgelegenen Opferplätzen und vor den Grabfassaden, in bestimmten Fällen auch in Triklinien ab, die genau so wie die Gräber als Säle aus dem Felsen geschlagen waren.

Die ursprüngliche Architektur der Nabatäer war also durchaus sakral und, was das Äquivalent von Behausungen angeht, dem Grabe gewidmet. Weder diese Tendenz, noch die Idee, Tote in echten oder künstlichen Felskammern zu bestatten, ist neu. 1500 Jahre früher schlug man bei Assuan Aufwege in die Nilufer, die zu den Felsengräbern der Gaufürsten führten. Das Einzigartige der nabatäischen Felsengräber wird nicht angetastet, wenn man nach den Einflüssen fragt, die an ihrer Entwicklung mitgewirkt haben.

Für WIEGAND ist das frühe peträische Grab nichts anderes als das in den Fels hineinprojizierte Abbild eines arabischen Wohnhauses. Die Zinne als Ornament kam von Assyrien über Syrien nach Petra. Nur hier entwickelte sich die Treppe oder Stufe als Ornament. Das Stufengrab wirkt mehr als religiöses Monument — Tempel, Kapelle oder Heiligtum. Die Hohlkehle unter dem Stufenornament stammt aus Ägypten. Das Kapitell hält man für eine rein nabatäische Stileigentümlichkeit. Innerhalb von zwei Jahrhunderten wurde von den einfachen Zinnen- und Stufengräbern bis zu römischen Tempeln und Palästen in schnellstem Tempo die ganze Skala der möglichen Fassaden durchschritten.

Die frühen Gräber der Nabatäer sind einheitlicher; später werden die Größenunterschiede bedeutender und scheinen eher dem Vermögen und dem Einfluß des Toten und seiner Familie zu entsprechen. In einer Art Megalomanie wachsen später einzelne Gräber zu gigantischen Ausmaßen. Die Umstände kamen dem auf das Jenseits gerichteten Totenkult der Nabatäer freilich entgegen; der Sandstein war leicht zu bearbeiten, und es fehlte nicht an senkrechten oder fast senkrechten Felswänden, die von oben nach unten in fassadengeschmückte Grabräume umgewandelt werden konnten.

Die peträischen Gräber scheinen sich in zwei Richtungen ent-



Felsengräber in Petra

wickelt zu haben. Man findet — etwa im Wadi en-Nmer — kleine bescheidene Höhlen fast ohne Fassade, nur mit angedeutetem Portal, in denen sich auf kleinstem Raum einige in den Felsboden gehauene rechteckige Senkgräber befinden. Noch einfachere Grabhöhlen mit einem Stein, der die Öffnung gegen ungebetene Besucher verschließt, kann man sich vorstellen. Aus dieser Bestattungsweise entwickelten sich schließlich die großen Fassadengräber, in denen die Toten nicht mehr in Senkgräbern, sondern in Nischen beigesetzt wurden. Sarkophage, wie sie zu einem solchen Begräbnis gehören, hat man allerdings nicht gefunden.

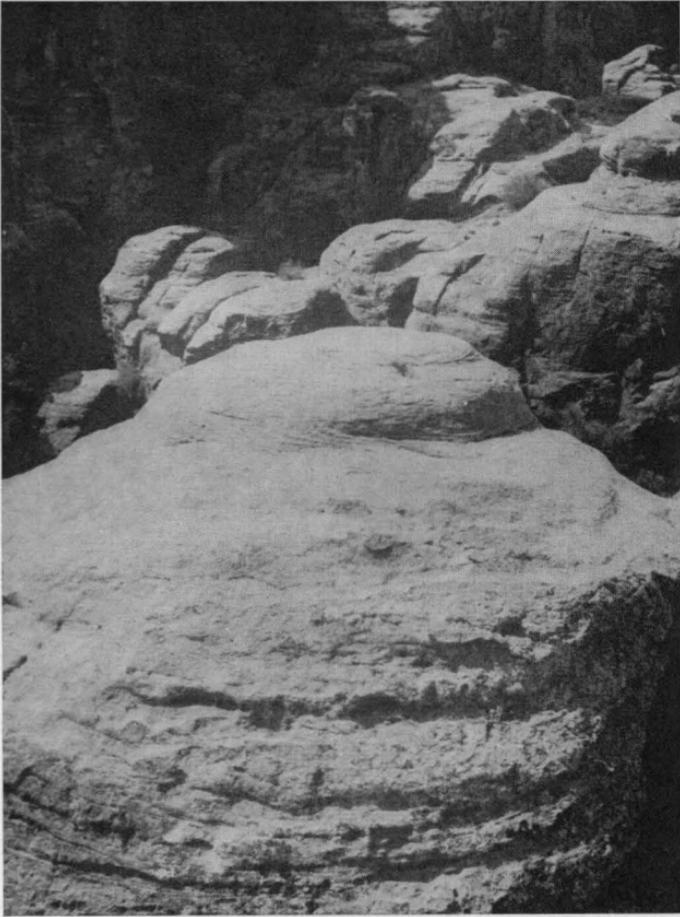
Auffallend gleichförmig sind die Statuen der heroisierten Toten in den Nischen der späten Gräber. Man erkennt die zivile römische Toga oder die Uniform des Soldaten im Farasa-Tal und am Westhang von el-Hubta, ohne daß man allein daraus auf den römischen Ursprung der Gräber schließen sollte. Ein datiertes Grab in el-Heger aus dem 24. Regierungsjahr von Malichus II. (63 n. Chr.) zeigt römische Züge, ohne römisch zu sein.

Über ganz Petra verstreut finden sich sogenannte Senkgräber im Freien. Hier wurde das Grab auf kleinen Buckeln, einzeln oder in Gruppen, aus dem Felsen geschlagen und mit einer Steinplatte bedeckt, die in einem Falz ruhte. Diese Gräber machten ebenfalls eine interessante Entwicklung durch. An bestimmten Stellen Petras hat man nämlich die Felsen nach Anlage des Grabes von vier Seiten senkrecht abgeschlagen, so daß ein regelrechter

Grabturm entstand; der Turmcharakter wurde durch Anbringen von Zinnenfriesen oder wirklichen Zinnen, durch Halbpfeiler und durch unten zugänglichen Kammern verstärkt. Zugleich wurde das Grab auf dem Dach unzugänglich. Diese Grabtürme finden sich an sakral-strategischen Punkten der Stadt, wo sie wie magische Vorposten der Nekropole wirken: in Bab es-Sik vor dem Hauptzugang, im äußeren Sik, wo das Stadtgebiet beginnt, am Zusammenfluß der Farasa-Täler und dort, wo die Südgräber das Stadtgebiet abschließen.

Zwei Hauptziele verfolgte die peträische Bestattung: Der Leichnam sollte gegen die Unbilden des Wetters, gegen Tiere und Menschen geschützt sein. Die Wohnstätte des Toten sollte die Wertschätzung ausdrücken, die er sich oder die seine Angehörigen ihm entgegenbrachten. Die Wertschätzung der Angehörigen zeigte sich auch im Totenkult. Jeweils in der Nähe von Gräbern, aber niemals in ein und demselben Raum mit ihnen, gibt es Felsensäle mit einer besonderen Einrichtung. Beiderseits des Eingangs an den Längswänden und an der dem Eingang gegenüberliegenden Wand ist der Stein so belassen, daß der Eindruck eines hufeisenförmigen Lagers oder Diwans entsteht. Die Kante nach dem vertieften Innenraum zu ist so abgesetzt, als sollte hier etwas abgestellt werden. Tatsächlich handelt es sich hier um Triklinien, also Speiseräume. Die Teilnehmer des Mahls lagen nach antiker Sitte bei Tisch und wurden vom Innenraum her bedient. Häufig befindet sich an der Rückwand eine Idolnische. In diesen Triklinien wurden zweifellos Trauer- oder Totenmahle abgehalten, an denen der Tote oder der Gott, der ihn beschützte, in symbolischer Form Anteil hatte. Das sogenannte Löwengrab am Aufweg nach ed-Deir ist in Wirklichkeit ein solches triklinium funebre für die in der Nähe ausgehauenen Gräber.

Es können nur wenige Dinge gewesen sein, die den Nabatäer der Blütezeit Petras beschäftigt haben: der Karawanenhandel, der Ackerbau, die Unterbringung der Toten und die Verehrung der Götter. Alles, was wir aus Inschriften, Opferplätzen, Votivnischen und Felsentempeln schließen können, ist eine einzige Offenbarung, daß die Religion die Grundlage ihres Lebens war. Allein die Zahl der Heiligtümer, die ja nicht durch einen Verwaltungsakt errichtet, sondern von Familien oder Opfergemeinschaften für den persönlichen Gebrauch gestaltet wurden, spricht für einen Kult echter, intimer Frömmigkeit. Großheiligtümer, wie ed-Deir oder Zibb Atuf, könnten noch Sammelstätten eines religiösen Konformismus gewesen sein; was wollen wir aber zu



Primitives Heiligtum im Wadi en-Nmer

einer Frömmigkeit sagen, die auf kleinen Kultplätzen in en-Nmer, el-Medras, auf dem rückwärtigen ed-Deir-Plateau, auf den mit Stibadien versehenen Kleinheiligtümern im Farasagebiet oder in der Klausenschlucht zwei, drei oder vier Menschen zum Opfer und zur Anbetung vereinigte?

Diese Opferplätze oder Felsheiligtümer haben sich in ähnlicher Weise aus bescheidenen Anfängen entwickelt wie die Gräber Petras. Man findet Felsbuckel von einigen Metern Durchmesser, die lediglich durch eingeschlagene Stufen zum „Gottesthron“ gemacht wurden. Diese nur in Petra häufigen ältesten Heiligtümer sind landschaftlich so reizvoll gelegen, daß man glauben könnte,

sie seien allein wegen der Schönheit der Örtlichkeit errichtet worden. Tatsächlich gehörte es aber zum Wesen des Heiligtums, „in der Wildnis“, d. h. in einem Stück unberührter Natur zu liegen.

Zisternen und Opfermahlstätten, ebenfalls aus dem Felsen geschlagen, vervollständigen die größeren Heiligtümer, von denen keines dem anderen gleicht. Auf Zibb Atuf wurde die ganze Kuppe eines ansehnlichen Berges abgetragen, so daß eine ebene Fläche von größeren Ausmaßen entstand. Altäre, Opferplatz und das Triklinium für das Opfermahl, sparte man beim Abtragen aus; sie sind also aus dem gewachsenen Fels, der als der Sitz Gottes an sich heilig ist. Dies scheint der Höhepunkt der eigentlich nabatäischen Felsheiligtümer zu sein. Das „Bergheiligtum“ von ed-Deir, gegenüber dem gleichnamigen Tempel, besteht aus einer riesigen Felsenkammer mit einer Nische für das Götterbild oder Idol; der heilige Bezirk vor dem Eingang ist aber in ganz un-nabatäischer Manier mit Säulen eingefriedet gewesen. Der nabatäische Tempel auf dem Berge Tannur im Wadi Hasa hat mit dem alten nabatäischen Opferplatz nur noch die Lage gemeinsam. Hier wurde der Gipfel eines einsam aus dem Wüstental aufragenden Berges abgeschnitten und geglättet. Aber die Altäre sind nicht mehr Teil des anstehenden Felsens, sondern in griechisch-römischer Weise aus Steinen gebaut. Aus dem Gottesthron wurde ein Schrein, der die Götterbilder des Zeus-Hadad und der Atagartis barg, und aus dem Triklinium ein von Säulen umgebener Vorhof. Der Stadttempel in Petra schließlich hat keinen inneren Bezug zum nabatäischen Opferplatz mehr. Er ist Tempel mit Götterbild und einem aus Stein gebauten Altar vor dem Eingang.

Welche Götter haben die Nabatäer in ihrer nationalen Blütezeit verehrt? Mit dieser Frage haben sich CLERMONT-GANNEAU, DUSSAUD, VINCENT und SCHÜRER beschäftigt. Schon im Altertum gingen die Meinungen, ob die Nabatäer die Sonne, den Mond oder den Morgenstern verehrten, auseinander. Es scheint, als ob bei den Arabern Sonne, Mond, die Venus und die Sterne verehrt wurden. In wenigen Religionen ist der astrale Charakter der Gottheiten deutlicher als bei den Arabern (KAMMERER). Der Hauptgott für die vorislamischen Araber des Nordens ist der Schöpfer, ein himmlischer König, dem die Menschen zu dienen haben, der beschützt, Gunst erweist, aber auch Gaben und Opfer verlangt. Dieser Gott, ursprünglich himmlisch, außerirdisch und gestaltlos, wird, dem Wunsche des Menschen nach stofflicher Repräsentation folgend, als Stein und im Stein verehrt. Dieser Stein, Bethyl, hebräisch „Beth El“, (Haus Got-



Opferplatz von Zibb Atuf mit zwei Altären

tes), konnte ursprünglich von den Nomaden mitgeführt werden; mit der Sesshaftigkeit wurde er in Heiligtümern fixiert. Ein gutes Beispiel dafür bietet das vorislamische Mekka, wo sich um das schwarze Steinidol der Kaaba im Laufe der Zeit nicht weniger als 360 Steinidole arabischer Stämme sammelten.

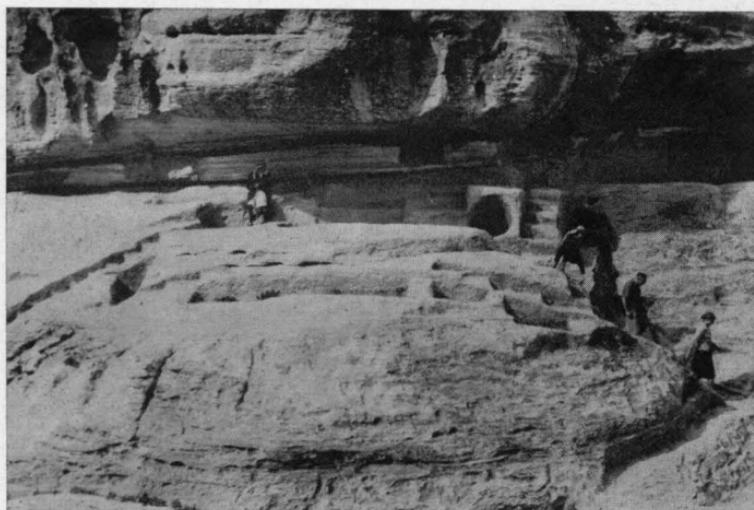
Bei den Nabatäern dürfte das Idol ihres Gottes eine Wandlung durchgemacht haben. Aus dem beliebig geformten Bethyl wurde ein Würfel, der einer Unterlage und eines Kultplatzes bedurfte. Die Unterlage ähnelte anfangs wohl einem Sockel, einer Pyramide, einem Altar oder einer Stele. Erhebt sich über ihr noch ein pyramiden- oder obeliskförmiges Gebilde, dann wird sie leicht mit den Totenstelen (*cippes funéraires*) verwechselt. Als die Zeit der Nabatäer vorbei war, hat man, dem Brauch der anderen Völker folgend, anstelle der Idole Statuen verehrt. Man kann sich vorstellen, daß die arabische Bevölkerung noch lange, in abgewandelter Form auch noch während der islamischen Zeit, vor den alten Idolen geopfert hat.

Der wirkliche Name des Gottes, der als Steinidol verehrt wurde, ist nicht bekannt. Von vielen Inschriften und aus den Berichten antiker Schriftsteller ist der Gott aber wohlvertraut. Dushara bedeutet nichts anderes als „Herr der Shera-Berge“, auch wenn er in seiner gräzisierten Form Dusares nicht so sehr an die Berge erinnert, in deren Mitte Petra liegt. In besonderem Maße war Dushara Herr eines bestimmten Menschen, z. B. der „unseres Königs“, oder einer Sache, z. B. eines Thrones oder Heiligtums.

Alle Berge Kanaans, Syriens, des Sinai und des Shera-Massivs hatten ihre eigenen Götter. Seit ältesten Zeiten wurde auf den Gipfeln angebetet und geopfert. Allein daraus versteht sich eine enge Verwandtschaft der religiösen Kulte. Mit dem griechischen Dionysos und Ares hat Dushara ursprünglich nichts zu tun, obwohl unkritische antike Schriftsteller wie SUIDAS ihre Leser von der Identität der Götter zu überzeugen versuchten. Was SUIDAS aber sonst über Dushara sagt, trifft wohl zu: er werde in Form schwarzer Steinwürfel dargestellt, die 4 Fuß hoch und 2 tief seien und auf einem goldenen Podest stünden. Das Dushara-Idol neben dem Eingang zum Löwen-Triklinium hat etwa die gleichen Maße, und es ist durchaus möglich, daß die Podeste der Hauptheiligtümer vergoldet waren. In den Zentralnischen von ed-Deir und dem Bergheiligtum am gegenüberliegenden Hang könnten solche prächtigen Dushara-Symbole gestanden haben.

Als die Nabatäer mit nicht-semitischen Völkern in engeren Kontakt kamen, bevölkerte sich ihr Pantheon und ihre Götter verschmolzen mit anderen arabischen, griechischen und romanisierten Gottheiten (KAMMERER). Dushara wird schließlich mit Ares oder Ara gleichgesetzt, den man unter diesen Namen besonders im Hauran verehrte. Als die römischen Götter in den vorderen Orient einzogen, wurde Dushara als Ares oder Mars dem römischen Pantheon einverleibt. Aber je nach dem Ort seiner Verehrung ist er auch Dionysos-Bacchus oder Zeus-Ammon. Auf der Votiv-Inschrift des nabatäischen Premiers Sylläus in Millet heißt er Zeus-Dushara und reiht sich damit in die Landesgötter ein, die etwa in Baalbek und Palmyra durch ihre Verschmelzung mit Jupiter Sonnengötter wurden. In dieser Eigenschaft ist ihnen der Adler heilig. DUSSAUD erinnert an die Adler auf dem Florentinus-Grab, an der Fassade des Sik-Tempels, und an die Adlernische in der gleichnamigen Schlucht von el-Hubta. Im Hauran scheint Dushara zumindest in römischer Zeit am ehesten mit Dionysos-Bacchus verschmolzen zu sein. Auf den Münzen, die nach dem Untergang des nabatäischen Königreiches (106 n. Chr.) in Bosra anlässlich der Actia Dusaria, der Spiele zu Ehren des Dushara, geprägt wurden, zeigt der Dushara-Altar bacchische Stileigentümlichkeiten. Eine herrliche Basaltstatue, die man in Suweida im Hauran gefunden hat, trägt in der linken Hand ein Füllhorn, aus dem Weintrauben quellen. Dieser Dushara trägt zurecht bacchische Züge; denn Suweida hieß damals Stadt des Dionysos, Dionysias.

Kaum aus dieser Spätzeit, sondern sicherlich aus den frühen Tagen des Kults stammt die Sitte, Dushara als Familiengott, als



Runder Altar von Zibb Atuf mit Wasserbassin

persönlichen Gott der königlichen Familie anzusehen. Als „Gott unseres Herrn“ wird er auf vielen Votivinschriften angesprochen. Auf solchen Inschriften wird neben Dushara oft sein motab erwähnt; es heißt formelhaft „Dushara und sein motab“. Man hat dieses motab mit Priester, mit dem Namen einer Göttin, mit Altar oder Thron übersetzt. Am wahrscheinlichsten ist die Übersetzung Altar oder Thron, wobei daran zu denken ist, daß in der Frühzeit des Kults der Bethyl auf einen Altar gesetzt wurde. Beide wurden aber bei den Nabatäern offenbar sehr schnell bis zur Untrennbarkeit assoziiert. „Um jeden Unterschied auszuschließen, genügte es, beide aus einem Stück zu schlagen“ (KAMMERER).

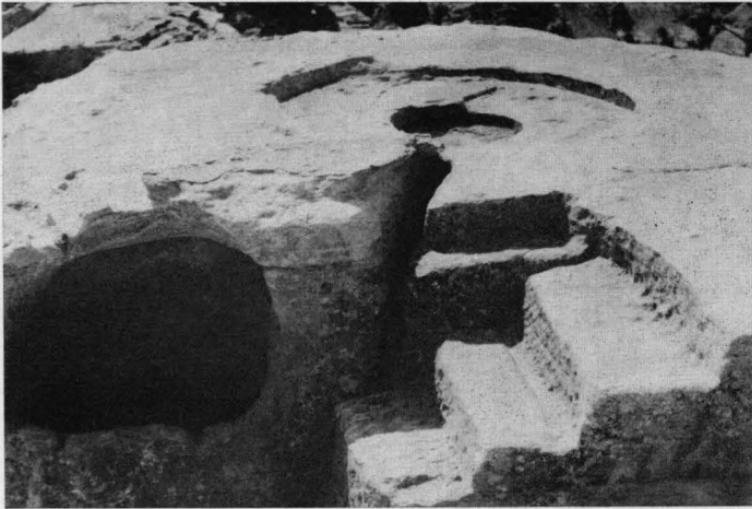
Historisch gesehen, haben die Nabatäer ihren Dushara höchst wahrscheinlich zusammen mit den Shera-Bergen, deren Herr er ist, von den Edomitern übernommen. Alle anderen in Nabatäa verehrten Götter sind von außen herangebracht worden; man kennt ihren Ursprung und ihren Weg zu den Nabatäern. Dem Dushara steht als Göttin Allat zur Seite. In Petra, vor allem aber im Hauran, wird sie auf Inschriften erwähnt. Wie Dushara der Herr, so ist sie die Herrin der Landschaft. Sie ist rein arabischen Ursprungs. In Taif, südlich von Mekka, war ihr ein Tal geweiht. Dort stand ihr Bethyl, ein rechteckiger weißer Kalkstein über einer Grotte, die ihre Schätze barg. Ende des vorigen Jahrhunderts hat DOUGHTY in Taif noch drei Stelen gefun-

den, die zum Kult der Allat gehörten. In Petra war sie das weibliche Gegenstück zu Dushara; nach Safa, östlich vom Hauran, hatte sie nordwärts gewanderte Araberstämme begleitet. Ihr Kult verbreitete sich bis nach Palmyra. Der Sohn der mächtigeren Zenobia, nannte sich „Geschenk der Allat“, Wahb-Allat.

Es ist anzunehmen, daß Allat mit dem Planeten Venus, und zwar in seiner Erscheinungsform als Abendstern, identisch war. Daraus erklärt sich die spätere Gleichsetzung mit Venus-Aphrodite-Urania durch Griechen und Römer. Andere Götter, die insbesondere in el-Heger auf Inschriften erwähnt werden, sind innerarabischen Ursprungs und haben im peträischen Nabatäa eine geringere Rolle gespielt. Hobal, Moutaba, Harisa, Qaysat, Saidu, Manutu wurden später nach Norden gebracht. Zu diesen alten arabischen Göttern zählt auch Allah, der als männlicher Partner seit undenklichen Zeiten verehrt wurde, ehe ihn Mohammed zum alleinigen Gott der Araber machte (DUSSAUD). In der römischen Spätzeit der Nabatäer taucht schließlich eine Göttin auf, die verschiedenste Teilgötter in sich aufgenommen haben muß: Tyche-Fortuna-Genius municipalis, die Schutzgöttin der Städte, deren Mauerkrone sie auf dem Haupte trägt, ist zugleich die Nationalgöttin Astarte-Atagartis mit den Attributen der griechisch-römischen Zeit. Auf dem Tannur-Tempel im Wadi Hasa wurde sie zusammen mit Zeus-Hadad verehrt.

Wir kehren zurück zu den Opferplätzen der vorrömischen Nabatäer. Welcher Gottesdienst wurde dort ausgeübt? Keine Inschrift berichtet davon. Sicher ist nur die enge Verwandtschaft aller phönizischen, kanaanitischen, jüdischen und nordarabischen Kulte. Pater JAUSSEN stellt den nabatäischen Kult etwa in die Mitte zwischen die jüdische Religion vor der Nabatäerzeit und die Religion der Beduinen im beginnenden 20. Jahrhundert. Bei beiden spielte das Blutopfer die wesentliche Rolle. Die Schlachtung war der Höhepunkt der Opferhandlung, sagt DUSSAUD, weil dabei das Blut als Prinzip des Lebens freigesetzt und manipuliert wird. Deshalb wurde jede Schlachtung zur Opferhandlung, und folgerichtig war den Juden der Genuß des Blutes verboten. Es war dem Altar vorbehalten.

Das Blutopfer kann auch für die Nabatäer als das übliche Opfer angesehen werden. Hier taucht die Frage nach Menschenopfern auf, die am Beginn der Idee des Blutopfers stehen und auch in späteren Zeiten für kritische Phasen im Leben der Stämme und Völker anzunehmen sind. Um 850 v. Chr. opferte der König von Moab während der Belagerung seiner Hauptstadt Kerak, ein paar Tagemärsche vom späteren Petra entfernt, seinen Erstge-



Opferplatz von el-Medras

borenen (II. Kön., III, 26-27). In Ugarit begrub man geopfert  
Erstgeborene unter Türschwelle. In Karthago und in Sidon  
wurden Erstgeborene geopfert. Heliogabal führte zu Beginn des  
3. nachchristlichen Jahrhunderts Kinderopfer in Rom ein. Lange  
vorher zeigt das Opfer des Abraham, daß Menschenopfer zur  
frühen Religion der Juden gehörten. KAMMERER erinnert in  
diesem Zusammenhang an die Inschrift Nr. 49 in el-Heger.  
JAUSSEN und SAVIGNAC übersetzten:

„Abdwadd, apkal (Priester) von Wadd und sein Sohn  
Salim und Zayd Wadd haben den jungen Salim als Opfer  
in Du Gabat geweiht. Ihnen doppeltes Glück.“

Hier können sich die Übersetzer getäuscht haben. Es wäre mög-  
lich, daß in Nabatäa niemals Menschen geopfert wurden. Eines  
aber bleibt befremdlich. KAMMERER weist mit Recht darauf  
hin, daß die Hochplätze und Opferstätten des alten Petra mit  
Ausnahme des späten Grabtempels ed-Deir eine gemeinsame  
Eigentümlichkeit haben: auf hohen, schwer erreichbaren Gipfeln  
oder in engen Schluchten gelegen, konnten sie nie mehr als eine  
Handvoll Priester und Opfernde aufnehmen. In einer solchen  
intimen und intimidierenden Atmosphäre, möglicherweise zu  
nächtlicher Stunde, kann man sich alles, auch Menschenopfer,  
vorstellen.

Sicher ist, daß man das Blut des Opfers auf den Altar oder den  
dort stehenden Bethyl schmierte und den Gott auf diese Weise

am gemeinsamen Opfermahl teilnehmen ließ. Solche Opfer können kaum von jedem Beliebigen durchgeführt worden sein. Vielmehr scheint jedes Heiligtum seinen Priester gehabt zu haben. Der dafür verwendete Name *apkal* ist bei den primitiven Arabern, in Assyrien, Nabatäa und später Palmyra bekannt. Die nabatäischen *apkals* müssen bedeutende Männer gewesen sein; das Bußgeld für die Verletzung eines Grabes mußte an sie bezahlt werden. CLERMONT-GANNEAU hält es für möglich, daß die nabatäischen Kolonien im Ausland von *Apkals* und nicht von Zivilbeamten geleitet wurden. Eine in Ägypten gefundene Inschrift scheint das anzudeuten. Aber eine eigentliche Priesterkaste, deren Rechte und Pflichten auf heilige Schriften gegründet waren, dürfte es bei den Nabatäern nicht gegeben haben.

Eine wichtige Quelle für die Beziehung der Nabatäer zu ihren Toten und ihren Göttern sind die in el-Heger und Petra gefundenen Grabinschriften. In einem nördlichen Seitental Petras erhebt sich eine 20 m hohe, etwa 6 m breite Fassade mit einem schönen Portikus im senkrechten Fels; Halbsäulen und Pfeiler tragen peträische Kapitelle. Im Innern sind zwei ineinandergehende, völlig kahle Räume. Zwei Nischen werden die Begräbnisstätten gewesen sein. Das aus unerfindlichen Gründen Turkmanengrab genannte Bauwerk war schon 1818 von IRBY und MANGLES gesehen worden. 1896 veröffentlichte DE VOGÜÉ die 6,5 m über dem Boden angebrachte Grabinschrift aus 20 cm hohen nabatäischen Schriftzeichen:

„Geheiligt und unverletzliches Eigentum des Dushara, des Gottes unseres Herrn, der Harisa und aller Götter ist diese Grabanlage; ihr großer und kleiner Saal im Innern mit den ausgehöhlten Grabnischen; die Einfriedung vor dem Grab, die Tore, die Gärten, der Platz für die Totenmahle, die Zisternen, die Terrasse, die Mauer und alles, was zu diesen Örtlichkeiten gehört. Auf ewig ist es der Wille des Dushara, der Hadira und aller Götter, daß alles nach den Vorschriften der Verzeichnisse der obengenannten heiligen Dinge geschehe; daß nichts verletzt und nichts geändert werde von dem, was sie enthalten. Es ist weiter ihr Wille, daß in diesem Grab nur bestattet werde, wer eine Bestattungserlaubnis in den genannten Verzeichnissen der heiligen Dinge habe.“

Diese Inschrift, um deren Übersetzung sich FRAZER, BOGG, DE VOGÜÉ, VINCENT und LAGRANGE bemüht haben, dürfte aus dem 1. vorchristlichen Jahrhundert stammen. Sie zeigt



Ecke des Tempels von Tannur mit Götterschrein

in erster Linie die magische Denkweise der Nabatäer. Die Begräbnisstätte wird für heilig erklärt und unter Schutz und Bannfluch der Götter gestellt. In einem Ritual, das an das Zwangssyndrom mancher Übergewissenhafter erinnert, werden die heiligen Gegenstände einzeln aufgezählt. Anschließend wird durch die Floskel „und alles, was zu diesen Örtlichkeiten gehört“ verhindert, daß irgendetwas übersehen und dadurch vom Kreis der magisch geschützten Dinge ausgeschlossen sein könnte. Zur Furcht vor einer Zerstörung der Grabanlage kommt die Besorgnis, es könnten Fremde in ihr bestattet werden. Was hinter dieser Besorgnis steckt, wissen wir nicht. Wir finden sie aber überall dort, wo das

Grab als realer Aufenthaltsort nach diesem Leben oder als Aufbewahrungsort des Leibes für die Rückkehr der Seele angesehen wird. Deshalb werden die Gräber dem mächtigsten Gott, aber um jedes Unglück zu vermeiden auch den übrigen Göttern, geweiht, damit ihr Fluch die Ruhe des Toten beschützen möge.

Weiter ist von Verzeichnissen der heiligen Dinge die Rede, in denen die Bestattungserlaubnis für bestimmte Personen niedergelegt sei. Auch die Grabinschriften von el-Heger deuten auf solche Verzeichnisse hin. Sie wurden niemals gefunden. An der Ostwand von el-Habis, der durch die Heiligtümer auf dem Gipfel als heilig ausgewiesenen „Akropolis“ Petras, befindet sich das sogenannte Columbarium. Die Innenwände dieses Felsraumes sind mit viereckigen Nischen überzogen, von denen man annimmt, daß sie für Tauben bestimmt waren. Die kaum spannenhohen Nischen sind aber nur einige Zentimeter tief. Wahrscheinlicher ist es, daß hier Grabverzeichnisse aufgehoben wurden.

Man hat bisher kein Grab mit Sicherheit als das eines nabatäischen Königs identifizieren können. Das ist umso erstaunlicher, als auch in der vorrömischen Zeit Größe und Pracht der Gräber auf Rang und Reichtum der Besitzerfamilie hinwiesen. Andererseits fehlen in Petra im Gegensatz zu el-Heger alle Hinweise auf die in den Gräbern Bestatteten. Selbst die große Inschrift des Turkmanengrabes unterläßt jede Erwähnung eines Namens. Nichts hindert also, in den größeren Gräbern der vorrömischen Zeit Königsgräber anzunehmen. Dabei taucht allerdings eine Schwierigkeit auf. Man weiß keineswegs mit Sicherheit, welche Felsengräber aus der Zeit *vor* und welche aus der Zeit *nach* 106 n. Chr. stammen. Wir können nur annehmen, daß nach dieser Zeit keine Königsgräber mehr erbaut wurden. So behält Petra wieder ein Geheimnis mehr. Ehe wir nicht genau wissen, wann die großen Felsmonumente hergestellt wurden, können wir nicht einmal vermuten, wem sie als letzte Ruhestätte bestimmt waren. KAMMERER stellt die Hypothese auf, die vier Großgräber Petras (Schatzhaus, Korinthisches Grab, ed-Deir und Etagegrab) seien in dieser Reihenfolge die Grabmäler der letzten vier nabatäischen Könige Obodas III., Aretas IV., Malichus II. und Rabbel II. Er läßt dabei offen, ob es sich um wirkliche Gräber, Mausoleen, Grabdenkmäler oder Grabtempel handelt. Diese Unterscheidung ist für die peträischen Gräber ohnehin schwer zu treffen. Tatsächlich gibt es auch unter den bestimmt älteren Grab- und Kultanlagen von el-Me'sara und el-Habis solche, die Königen als Mausoleum gedient haben könnten.

Wichtiger als diese archäologisch-historischen Fragen ist die Tatsache, daß in Petra ein gewaltiges Freilandmuseum der Antike vor uns liegt. Mögen die römischen Häuser zu Schuttbergen zerfallen sein; die Felswände tragen noch die alten Fassaden, und im Inneren der heiligen Säle stehen noch die Steinbänke, auf denen das Totenmahl eingenommen wurde. Obwohl mit den Nabatäern auch ihre Götter dahingegangen sind, stehen noch ihre Altäre auf den Berggipfeln. „Die alten nabatäischen Geschlechter“, schreibt der sonst so nüchterne Archäologe DALMAN hingerissen, „brauchten nur wieder nach Petra zu kommen. Sie könnten ihre Götterfeste und Leichenfeiern an den alten Orten wieder aufnehmen und auf ihren Triklinien und Stibadien wieder ihre Mahle abhalten. Die alte Stadt fänden sie freilich zerstört, und das in Felsen gehauene Theater ohne Bühne. Aber die jetzt da hausenden Beduinen würden ihnen stammesverwandt erscheinen und sie an die Anfänge ihrer eigenen Nation erinnern“.

#### Literatur:

- Brünnow, R. E.** und **A. v. Domaszewski**: Die Provincia Arabia I. Straßburg 1904  
**Clermont-Ganneau, Ch.**: Recueil d'Archéologie Orientale (1888—1924)  
**Dalman, Gustaf**: Petra und seine Felsheiligtümer. Leipzig 1908  
**Dalman, Gustaf**: Neue Petra-Forschungen und der heilige Fels von Jerusalem. Leipzig 1912  
**Dussaud, R.**: Les Arabes en Syrie avant l'Islam. Paris 1907  
**Euling, J.**: Nabatäische Inschriften aus Arabien. Berlin 1885  
**Jaussen et Savignac**: Mission archéologique en Arabie. I, II. Paris 1914  
**Kammerer, A.**: Pétra et la Nabatène. Paris 1929  
**Kennedy, Sir Alexander**: Petra, Its History and Monuments. London 1925  
**Laborde, Léon de**: Voyage de l'Arabie Pétrée. Paris 1830  
**Schürer, E.**: Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi. Leipzig 1890  
**Strabo**: Geographika.  
**Vincent, H.**: Les Nabatéens. Rev. Bibl. VII. Paris 1898  
**Wiegand, Th.**: Petra. In „Wiss. Veröffentl. d. Deutsch-Türk. Denkmalschutzkommandos“. Berlin und Leipzig 1920

## Petra, die rosenrote Wüstenstadt

Es gibt Namen von Städten, die eine seltsame Ausstrahlungskraft besitzen; wir wünschen uns, sie einmal kennenzulernen, auch wenn es sich etwa nur um Ruinenstädte handelt. Auf meiner Wunschliste stand seit langem Petra „die rosenrote Stadt, halb so alt wie die Zeit“, wie sie der Engländer Burgon in einem Preisgedicht genannt hatte. Die Bekanntschaft mit Petra hatte ich vor Jahren ausgerechnet durch einen Kriminalroman gemacht, und die landschaftliche Szenerie blieb mir fest eingepägt.

Petra gehört heute zu den größten Touristenattraktionen von Jordanien, und die Anfahrt ist durch den neuen Highway, — die große Autostraße, die Amman mit Akaba verbindet, — sehr viel leichter geworden. Es wurde im Jahre 1812 durch den schweizer Orientreisenden Johann Burckhardt wiederentdeckt, als er sich auf einer Forschungsreise von Damaskus nach Kairo befand und bei diesem, damals sehr abenteuerlichen und gefährlichen Unternehmen, von einer schwer zugänglichen Ruinenstadt in der Nähe des Wadi Araba hörte, in der das Grab Aarons verehrt würde. Es gelang ihm, seine islamischen Begleiter zu einem Besuch zu bewegen, indem er vorgab, ein Gelübde getan zu haben, daß er Aaron eine Ziege opfern wolle. Obwohl er sich an Ort und Stelle nur kurze Zeit aufhalten konnte, kamen durch ihn die ersten Beschreibungen der großartigen Felsentempel an die Öffentlichkeit, und er identifizierte die Stätte auch richtig mit der großen Nabatäerstadt Petra, die von antiken Schriftstellern beschrieben worden war. Sie hatte bis um 300 n. Chr. bestanden und in ihrer Blütezeit, um die Zeitenwende, etwa 30 000 Einwohner beherbergt.

Die Nabatäer waren ein nomadisierender Araberstamm, der durch den Karawanenhandel großgeworden war. Der ganze Warenumsatz von Südarabien bis zum Mittelmeer lag in ihren Händen, Spezereien und Weihrauch aus Hadramaut, Seide aus China, Perlen aus Indien, Elfenbein, Affen und schwarze Sklaven aus Afrika wechselten durch sie ihre Besitzer. Den damaligen Menschen erschienen die Landwege noch weit weniger gefährlich als die Seewege. Schon Kaiser Augustus versuchte den Weihrauchhandel in seine Hände zu bekommen, aber erst Trajan gelang es, das Land der Nabatäer in eine römische Provinz



Petra, sog. Schatzhaus

zu verwandeln. Als sich dann im 3. Jh. der Karawanenhandel nach Bosra und Palmyra verlagerte, wurde Petra aufgegeben. Später siedelten sich hier christliche Einsiedler an, und im 5. Jh. waren wieder so viele Einwohner vorhanden, daß Petra Bischofsstadt wurde. Die Kreuzfahrer errichteten eine Burg und nannten das Gebiet „die Mosestäler“. Heute ist die Stätte nur noch von wenigen Beduinen bewohnt.

Voller Erwartung auf die Wunder Petras bestiegen wir an einem Frühjahrmorgen vor dem Philadelphia-Hotel in Amman die hypermodernen amerikanischen Straßenkreuzer. Da wir nicht zweimal den eintönigen Highway fahren wollten, wählten wir für die Hinfahrt die alte krumme Straße. Vorbei an dem Berg Nebo, von dem aus Moses das gelobte Land sah und wo er

nach einem langen Leben starb, erreichten wir nach 160 km Kerak. Hier hatte im Jahre 1140 der Kreuzritter Payens de Bousteiller eine große Burg errichtet, von der aus man sich durch Feuersignale mit Jerusalem verständigen konnte. Hier residierte der berühmte Renaud de Chatillon, der „Wolf von Kerak“, der erbitterte Feind Saladins, dessen Piraten bis nach Aden vordrangen und der islamische wie christliche Karawanen ausraubte, bis er in der Schlacht von Hittin (1187) von Saladin gefangen und getötet wurde. Die Burganlage ist gewaltig; wenn die Oberbauten auch zum großen Teil zerstört sind, haben sich doch die ausgedehnten Kasematten in mehreren Stockwerken erhalten. Im Frühjahr war es noch recht kalt, und viele der männlichen Einwohner trugen die malerischen braunen Wollpelierinen. Ihr Verhältnis zu den Touristen war noch etwas unklar, einerseits wollte man einen Hammel für uns schlachten, andererseits mußte Peter, unser Dragoman, seine ganze Überredungskunst aufbieten, um unsere belichteten Filme zu retten.

Als wir nach weiteren 160 km z. T. staubiger und holpriger Straße die Polizeistation Eldschi erreichten, erschien es ganz unwahrscheinlich, daß vor etwa 40 Jahren die Einwohner die ersten Polizisten töteten, die die Fremden schützen sollten. Heute hat man allerdings die Vorteile des Fremdenverkehrs längst erkannt, und der Endpunkt unserer Autoreise zeigte sich als ein malerisches Durcheinander von Taxis, Pferden, Eseln und mehr oder weniger originell bekleideten Touristen. Das neue Hotel, in dem wir wohnen sollten, war auch wirklich fertig, nur war es leider geschlossen, was seinen Grund nur darin haben konnte, daß die Konkurrenz bessere Beziehungen zur Obrigkeit hatte. Von Petra selbst war noch nichts zu sehen, und so trauerten wir dem europäischen Komfort nicht nach, verfrachteten unsere Reisetaschen auf Esel, begutachteten die Reitpferde und entschlossen uns, den Weg zu Fuß zurückzulegen. Zuerst ging es durch das trockene Wadi Musa („Mosestal“). Die ersten Grabmäler tauchten auf, und dann standen wir vor dem Eingang des Siks.

Dieser Sik ist ein etwa 1600 m langer cañonartiger Felseinschnitt, eine Klamm, oft nur 3 m breit und bis zu 90 m hoch. Er war immer der Haupteingang in die Stadt und konnte leicht von wenigen Männern verteidigt werden. Nach der grellen Wüstensonne erschienen nun Enge und Dämrigkeit eigentümlich beklemmend, der langsam abfallende Geröllweg schien nicht enden zu wollen. Doch dann tauchte ganz unvermutet ein riesiger in den Felsen gehauener Tempel auf, den die Einheimischen das „Schatzhaus“ nennen. Rotglühend erhob sich die mächtige dop-



Petra, Obeliskentempel im Wadi Musa

pelgeschossige Fassade mit ihren Säulen und Giebeln vor uns, als wenn sie von riesigen Scheinwerfern angestrahlt wäre. Endlich weitete sich das Tal, und die „rosenrote Stadt“ wurde Wirklichkeit. Je nach Temperament und Geschmack haben frühere Reisende die eigentümliche Färbung des Sandsteins mit der Farbe des Currys, des Zimts, des Lachses, der Himbeere und der Rose verglichen, — um dem noch etwas hinzuzufügen, sei mir erlaubt, zu sagen, daß mich der rote Stein mit seinen blauen und weißen Äderungen an die alten Radiergummis erinnerte. Überwältigend ist die Fülle der Felsfassaden: Kleinere in langen

Reihen nebeneinander und in mehreren Etagen übereinander, dann wieder große, reich gegliederte Prunkfassaden, die deshalb auch den Namen „Königsgräber“ erhalten haben. Immer noch ist die Frage ungeklärt, ob es sich dabei um Wohnstätten oder Grabanlagen handelt. Bald hatten wir das römische Theater erreicht, eine typische Anlage, wie sie in allen Gebieten, wo die Römer geherrscht haben, zu finden ist; hier wurde sie allerdings auch aus dem Felsen gehauen. Dann begann die gepflasterte, gradlinige Prachtstraße, die man erst vor kurzem wieder freigelegt hat. Sie war von Säulenreihen begleitet und an den Seiten kann man jetzt schon die Zugänge in die Läden erkennen. Am Ende erhebt sich ein hoher, gut erhaltener Triumphbogen, der zur Erinnerung an den Besuch des Kaisers Hadrian errichtet wurde. Daneben ragen die gewaltigen Ruinen eines römischen Tempels auf.

Nicht weit davon hat man das Hotel-Camp erbaut: Ein flaches Haus, das wie zur Tarnung in den Farben Petras bemalt ist. Die kleinen spitzen Zelte davor geben dieser Touristenoase eine sportliche Note. Müde und verstaubt strebten wir unserem Ziel zu und gelangten auf der Terrasse in das Kreuzfeuer einer größeren Anzahl älterer Amerikanerinnen. Mit ihren weiß-blauen, wohlfrisierten Löckchen, den rosig geschminkten Gesichtern, der sichtbaren Sauberkeit, erschienen sie uns zunächst fremder als die Einheimischen. Leider hatten sie für diese Nacht die Hotelzimmer belegt, und uns blieb nur die Wahl zwischen Zelten und Höhlen. Unsere heroischen Männer entschieden sich für Zelte, während die Weiblichkeit an die kalten Wüstennächte dachte und die Höhlen vorzog. Wir waren so müde, daß uns beim Einschlafen die Frage, ob Wohnhaus oder Grab, nicht mehr beunruhigte. Es ging ganz gut, nur ein Schnarchen hallte schauerlich.

In den nächsten Tagen erforschten wir die Stadt. Zwei Ausflüge waren besonders eindrucksvoll: Der eine führte uns zur „Hohen Opferstätte“, die eines der Hauptheiligtümer der Stadt gewesen sein muß. Auf einer Felsplatte haben sich ein Altar und das Becken, in dem man das Blut der Opfertiere auffing, erhalten. Von hier hat man einen weiten Blick über die Berge von Petra, — auf dem einen erkennt man eine kleine weiße Kapelle, die über dem sogenannten Grab Aarons erbaut wurde, — und am Horizont sieht man die Wüste als einen blaßgelben Streifen. In der Nähe der Opferstätte erheben sich zwei sieben Meter hohe Obelisken, die ebenfalls aus dem Felsen herausgehauen sind, — sie dienten sicherlich zur Feststellung eines bestimmten Sonnenstandes, der vielleicht den Beginn großer religiöser Feierlichkeiten

anzeigte. An diesem schwer zugänglichen Ort haben auch die Kreuzfahrer ihre Burg erbaut, von der sich allerdings nur wenige Trümmer erhalten haben. Das Ziel der anderen Exkursion war der Felsentempel Ed Deir (= Kloster), der seinen jetzigen Namen nach christlichen Einsiedlern erhalten hat, die dort einmal wohnten. Auch er dürfte ein wichtiges Heiligtum gewesen sein; man steigt noch auf dem alten Pilgerweg hinauf. Die gewaltige Fassade ist 45 m hoch und 50 m breit und wie im barocken Sinne reich mit Säulen, Architraven, Giebeln und Scheinfenstern verziert. Auf dem freien Platz davor konnte man Sitzanlagen nachweisen, was auf religiöse Veranstaltungen schließen läßt. Die hohen Nadelbäume, der Grasteppich und die roten Anemonen vervollständigen die phantastische Szenerie. In einer benachbarten Höhle hatte sich ein Beduine einquartiert, der die Touristen, zu entsprechenden Preisen, mit Tee erfrischte. Aber sind diese Bauwerke nun die einzigen Zeugnisse, die uns die Nabatäer hinterlassen haben? Vereinzelt kann man nabatäische Inschriften finden; es ist interessant zu wissen, daß sich aus dieser Schrift die kufische und heutige arabische Schreibweise entwickelt haben. Und dann die Scherben! Überall findet man in Mengen Reste der hochentwickelten nabatäischen Keramik, einer sehr dünnwandigen und harten Tonware, die mit stilisierten Blüten, Punkten und Strichen bemalt ist. Das Scherbensuchen ist ein beliebter Touristensport, der besonders auf den gro-



Nabatäische Inschriften vom Berg Sinai

ßen Schutthügeln Erfolge zeigt. Manchmal findet man auch noch ältere Bruchstücke, denn schon lange, bevor sich die Nabatäer hier ansiedelten, war diese ideale Zufluchtsmöglichkeit bewohnt. Die Engländerin Diana Kirkbride konnte durch ihre Ausgrabungen (1956) nachweisen, daß seit der Steinzeit hier Menschen gelebt haben.

Für die Rückfahrt brauchten wir nicht einmal vier Stunden. Der breite gradlinige und nicht zuletzt strategisch gemeinte Highway ist wenig befahren. Zu sehen gibt es nur Sandwüste, hin und wieder erscheint eine Tankstelle mit einer Raststätte im Bretterbudenstil. Man ist immer etwas traurig, wenn man erlebt, wie auch die fernsten Geheimnisse der Kulturgeschichte nach und nach dem Tourismus „erschlossen“ werden, aber man kann sich wohl damit trösten, daß uns selbst, ohne diese Entwicklung, solche Erlebnisse wie der Besuch der rosenroten Wüstenstadt niemals möglich gewesen wären.

### *Die Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde*

ist eine freie, weder religiös noch politisch gebundene Vereinigung, die sich zur Aufgabe gestellt hat, das Wissen um fremde Länder und Völker, ihre Geschichte und Kulturen zu mehren. Sie will damit ihren Beitrag leisten zur Förderung gegenseitigen Verständnisses der Völker.

Ihre Arbeitsgebiete sind:

1. Literatur, eigene Vierteljahresschrift „DIE KARAWANE“ (für Mitglieder kostenlos), KARAWANE-Taschenbuchreihe
2. Lichtbildarchiv
3. Veranstaltung von Vorträgen (für Mitglieder Eintritt frei)
4. Planung von Studienreisen in Verbindung mit der KARAWANE e. V.

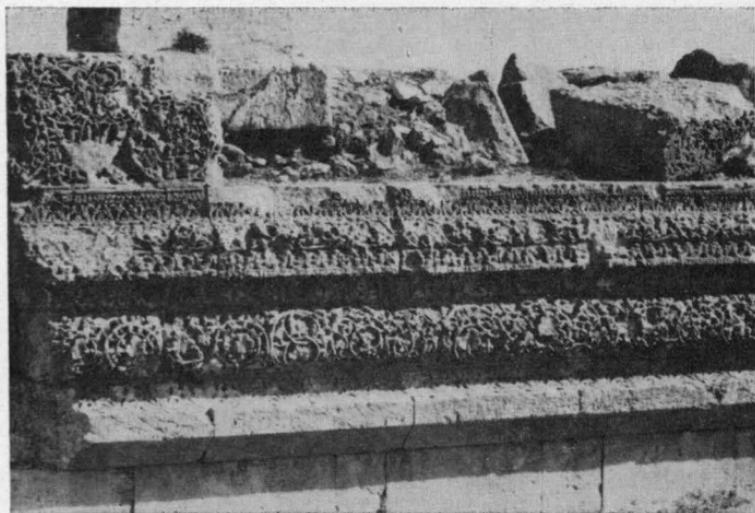
Wir laden Sie zur Zusammenarbeit mit uns ein und würden uns über Ihre Anmeldung freuen. Jahresbeitrag DM 8.-.

**Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde, 7140 Ludwigsburg  
Marbacher Straße 96 - Telefon 07141/21290**

## Wüstenschlösser in Jordanien

Eine besondere Sehenswürdigkeit von Jordanien stellen die sogenannten Wüstenschlösser dar. Die meisten von ihnen befinden sich in der ostjordanischen Wüste und sind von Amman aus in Tagesausflügen mehr oder weniger leicht zu erreichen. Mit Ausnahme von Mschatta ist man aber unbedingt auf einen Chauffeur oder Dragoman angewiesen, der die Wüstenpisten gut kennt.

Mit größter Wahrscheinlichkeit wurden alle Schlösser unter den Omajjadenkalifen erbaut, die als Beduinen die Wüste liebten und jedes Jahr für einige Wochen ihre Residenz in Damaskus verließen, um hier die Tage bei Falkenbeiz, Gazellenjagd und Pferderennen zu verbringen und sich die Nächte mit den Freuden des Bades, bei Musik, Tanz und Gesang zu verkürzen. Diese Schlösser waren überaus reich mit Plastik, Mosaiken und in einigen Fällen auch mit Malerei ausgeschmückt und zeugen für den üppigen Lebensstil der Omajjaden und ihre Liebe zu den schönen Künsten, in einer Zeit, wo noch wenig Abneigung gegen figurale Darstellungen bestand.



Kasr el-Mschatta

Die Omajjaden stammen aus der mekkanischen Familie Omajja; ihr erster bedeutender Vertreter war Moâwija, der 661 als fünfter Kalif mit Gewalt an die Macht kam, den Sitz des Kalifates von Medina nach Damaskus verlegte und die Würde erblich machte. Bevor er Kalif wurde, war er Statthalter in Damaskus gewesen. Als bedeutendste Omajjadenkalifen sind zu nennen:

Abdelmelik	661—680
Welîd I.	685—705
Suleimân	705—715
Omar II.	715—717
Jesîd II.	717—720
Hischâm	720—724
Moâwija	724—743

Bis zum Jahre 749 herrschten die Omajjaden in Damaskus, dann übernahmen die Abbâsiden mit Gewalt die Herrschaft und verlegten den Sitz des Kalifates nach Baghdâd. Die Familie der Omajjaden wurde weitgehend ausgerottet; Abd er-Rahmân I., ein Enkel des Hischâm, konnte nach Spanien entkommen, wo er 756 das unabhängige Reich der Omajjaden von Cordoba gründete.

### Kasr el-Mschatta

(d. h. Winterlager), etwa 25 km südöstlich von Amman

Dieses nie ganz vollendete Schloß wurde sehr wahrscheinlich im 8. Jh. erbaut. Die großen Zerstörungen sind vor allem dadurch entstanden, daß die Bewohner des benachbarten Dorfes Fizza die Anlage als Steinbruch benutzten. Außerdem schenkte der türkische Sultan Abdulhamit im Jahre 1904 die Ruine dem deutschen Kaiser Wilhelm II., der die Skulpturen der Fassade abnehmen und sie im Islamischen Museum in Berlin wieder aufbauen ließ.

Eine hohe Mauer mit halbrunden Türmen umschloß einen quadratischen Bezirk von 144 x 144 m. Der einzige Zugang an der Südseite war von polygonalen Türmen flankiert. Vom Portal aus betrat man das Vorderhaus, das eine Moschee einschloß, gelangte dann in einen Hof, an den sich der eigentliche Palast anschloß. Dieser Palast ist heute der am besten erhaltene Teil der Anlage. Ein dreifacher Bogengang führt zur Königshalle, dessen drei Konchen byzantinischen Einfluß bezeugen. Eigentümlich sind die Spitzbogen und die Kuppeln aus gebrann-



Kasr el-Mschatta, Gesamtansicht

ten Ziegeln, die sonst bei diesen Schlössern nicht auftreten. An Ort und Stelle haben sich auch noch Reste der Fassadendekoration erhalten: Reliefs mit naturalistischen Weinranken, in die Tiere, Menschen und Fabelwesen eingefügt sind. Diese an für sich stark hellenistisch beeinflussten Ornamente sind aber in eine größere Dreieckgliederung eingeschlossen und weisen große Rosetten als Konzentrationspunkte auf. Während auf etlichen Reliefs die naturalistischen Formen vorherrschen, finden sich auch Teile, wo schon der Versuch unternommen worden ist, die vegetabilen Ornamente zu stilisieren.

### Kasr el-Kharane

Schon von weitem kann man den mächtigen Bau, der sich einsam auf einer Wadiböschung erhebt, erkennen. Im Vergleich mit Mschatta handelt es sich hier aber um eine Festung, der einzigen omajjadischen Verteidigungsanlage in der ostjordanischen Wüste, und außerdem ist hier der Erhaltungszustand noch recht gut.

Auf einem viereckigen Grundriß erheben sich hohe Mauern aus schlecht behauenen Steinen. Jede Ecke ist durch einen runden, und die Mitte jeder Seite durch einen halbrunden Turm betont; die Wände sind durch kleine Fenster und Schießscharten in drei Reihen übereinander und Streifen in Fischgrätornament aus Ziegeln gegliedert. Auch hier liegt der einzige Zugang auf der Südseite, — er ist von Halbrundtürmen flankiert. Durch einen



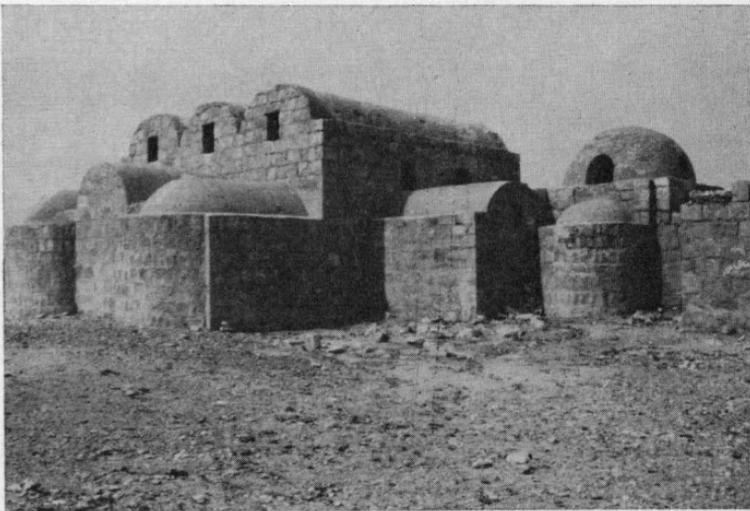
Kasr el-  
Kharane  
Empfangs-  
halle

schmalen Gang erreicht man den Innenhof, von dem aus rechteckige Türen in die schmucklosen unteren Räume führen, die wohl ursprünglich als Ställe verwendet wurden. Früher trugen acht viereckige Pfeiler einen Balkon des ersten Stockwerks. Von der Südseite führen zwei Treppen — links und rechts vom Eingang — in den ersten Stock, wo alle Räume gewölbt sind und einige davon sich durch reicheren Schmuck auszeichnen. In diesen sind die Wände durch Rundbogen und Gruppen von je drei gekoppelten Säulen gegliedert, die ihrerseits spitzbogige Schwibbögen tragen. Die Gewölbekonstruktion wirkt eigentümlich unsicher, besonders bei der Anlage von Trompen. Als Verzierung treten einfache Stuckornamente auf, wie Sägezahnschnitt, Bänder, Rillen und Medaillons.

Die Datierung dieser Festung ist unsicher, — zwar hat sich im oberen Stockwerk eine kufische Inschrift mit der Jahreszahl 72 (= 714) erhalten, aber es ist möglich, daß sie sich auf einen Umbau bezieht, denn im Mauerwerk wurden Steinblöcke mit griechischen Inschriften gefunden, die besagen könnten, daß sich hier bereits in spätrömischer oder byzantinischer Zeit ein Bau befand. Eigentümlicherweise hat man bislang noch keine Zisterne oder Brunnenanlage entdecken können.

## Kusseir el-Amra

Erst 1898 entdeckte der Orientalist Alois Musil dieses kleine und wohl erhaltene Jagd- und Badeschloß im Wadi Butm, das zwischen 705 und 715 für den Kalifen Welîd I. erbaut sein muß. Durch seine Fresken, die einst alle Wände und Decken überzogen, ist es von einmaligem Wert für die Erforschung der frühislamischen Kunst, zumal sich nichts Vergleichbares erhalten hat. Von dem nördlichen Eingang betritt man den Hauptraum, eine Dreitonnenanlage ohne Stützen; nach Süden schließen sich drei gleichbreite, ebenfalls tonnenüberwölbte, aber viel niedrigere und kleinere Räume an, von denen die äußeren einen apsidialen Schluß aufweisen. Von der Ostseite des Hauptraumes führen zwei Türen zu den Baderäumen. Man betritt zuerst zwei kleine, rechteckige Zimmer mit Tonnenwölbung. Von dem nördlichen aus erreicht man dann das Caldarium, das mit einer Kuppel überwölbt ist. An der Ostseite führt ein Gang — mit der Heizanlage — in einen größeren rechteckigen Raum, der nie vollendet wurde und dessen Bestimmung ungewiß ist. Alle Fußböden waren einstmals mit Mosaiken oder Marmor bedeckt, — an einigen Stellen kann man noch die Goldstifte beleuchten sehen, — während die unteren Teile der Wände mit weißem Marmor verkleidet waren. Die Fresken selber haben leider durch Rauch und Tieraussdünstungen sehr gelitten, nur vereinzelt kann man sich eine Vorstellung ihrer früheren Schön-



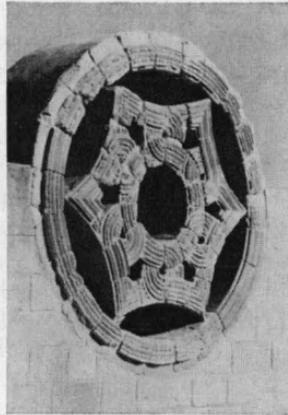
Kusseir el-Amra, Gesamtansicht

heit machen. An den Wänden des Hauptraumes sind u. a. Jagdszenen, personifizierte Gestalten der Dichtkunst, der Geschichte und Philosophie zu erkennen. Der thronende Kalif war, — seiner Bedeutung gemäß, — gegenüber dem Eingang angebracht. Von besonderem ikonographischem Interesse ist die Darstellung der sieben Feinde des Islams, deren Namen in griechischen und kufischen Lettern beigefügt sind; zu identifizieren sind heute noch der persische Kaiser Chosrau, der Negus von Abessinien und Roderich, der letzte König der spanischen Westgoten, der 711 starb und deshalb einen wichtigen Anhaltspunkt für die Datierung gegeben hat. Die am besten erhaltenen Fresken sieht man in den beiden rechteckigen östlichen Baderäumen: In grün umzogenen rechteckigen Feldern, auf weißem Grund, inmitten grüner Sträucher, erscheinen Tiere, Tänzerinnen, musizierende Menschen und Tiere. Die Kuppel des Caldariums ist hingegen mit Sternenbildern bedeckt, — eine sehr frühe Darstellung dieses Themas auf einer Kuppel —, in leibhafter Form sind der große und kleine Bär zu erkennen, der Schütze, der Orion, die Schlange u. a. Nördlich des Schlosses befinden sich eine Zisterne und ein zugeschütteter Brunnen; durch ein Schöpfrad wurde das Wasser auf das Dach des Baderaumes geleitet. Ursprünglich war ein Teil der Anlage von einer Mauer umzogen, — aber davon hat sich nur wenig erhalten.

### Khirbet el-Mafdschar (2 km nördlich von Jericho)

Als man 1937 hier mit Grabungen begann, geschah es in der Hoffnung, eine alte Kirche, möglicherweise die des hl. Gilgal freizulegen. Aber die Funde zeigten bald, daß man auf einen Omajjadenpalast gestoßen war, und zwei Briefe auf Marmor wiesen den Kalifen Hischâm (724—743) als den Bauherren aus. Die Grabungen dauerten bis 1948 und legten einen geräumigen Palast frei, dessen Mosaiken und plastischer Schmuck zu dem Schönsten und Interessantesten gehören, was wir bisher aus der Omajjadenzeit kennen. Ein Teil des Schlosses — die Badehalle — wird derzeit mit großem Aufwand rekonstruiert; während die Mosaikfußböden an Ort und Stelle verblieben sind, hat man die Plastiken im Museum von Jerusalem ausgestellt. Im Gegensatz zu den Wüstenschlössern dürfte es sich hier um eine Winterresidenz gehandelt haben, die dementsprechend ausgestattet war und ein Licht auf die verschwundene Residenz in

Khirbet el-Mafdschar,  
Rundfenster mit Sechseck



Damaskus werfen kann. Das Schloß lag inmitten eines großen Parks (Wildgehege?), der von einer Mauer umschlossen war. Das notwendige Wasser wurde von einer 3 km weit entfernten Quelle hergeleitet. Die Ausgrabungen haben gezeigt, daß der Palast nie ganz vollendet wurde und daß man schon während der Erbauungszeit laufend Veränderungen des ursprünglichen Planes vorgenommen hatte. Im Jahre 747 zerstörte ein Erdbeben die Anlage, und erst im 12. Jh. siedelten sich wieder Menschen in den Trümmern an. Während des 19. Jhs. diente der Palast als Steinbruch für den Aufbau von Neu-Jericho.

Die Anlage ist nach Norden orientiert und besteht aus drei in sich geschlossenen Bezirken. Im Süden liegt das um einen Innenhof erbaute Schloß; nach Norden schließen sich der Moscheenhof und die weiträumigen Badeanlagen an. Vor der Ostseite hatte man einen weiteren Arkadenhof angelegt. Man betritt zuerst diesen stark zerstörten Vorhof, in dessen Mitte sich die Reste eines großen viereckigen Brunnens befinden. Von diesem Brunnen haben sich noch das Wasserbecken und Teile der Ballustrade erhalten. Dieser „Zaun“ war aus Säulchen gebildet und erinnert in seinem Formgehalt an Beispiele der spätromanischen Kunst. Leider ist der zentrale Brunnenpavillon zerstört. Diesem Hof war die reich gegliederte und verzierte zweistöckige Schloßfassade zugewandt; Teile der Architekturgliederung hat man aufmengelegt. Der Fassade war ein mächtiger Turm vorgelagert, durch ihn führt ein Tor in den Innenhof, der von Arkaden umgeben war. In der Hofmitte ist heute ein großes Rundfenster mit einem eingeschlossenen Sechseck, das aus einem oberen Stockwerk stammte, aufgestellt. Im Erdgeschoß des Südflügels befand

sich eine kleine Moschee, während der entsprechende Raum an der Nordseite wohl als Audienzhalle diente. An der Westseite führt eine gewinkelte Treppe in die unterirdische Badeanlage; der Raum ist von Bänken umgeben und das geometrische Fußbodenmosaik ist vorzüglich erhalten. Von der Nordseite leitet ein ehemals überdeckter Gang zu den Bädern. Östlich dieses Ganges kann man die geringen Reste einer zweiten Moschee erkennen, bei der nur der Teil vor dem Mihrab überwölbt war. Der Badebezirk ist der interessanteste Teil der Anlage. Die Badehalle hat eine Größe von 30 x 30 m; die Seiten sind durch drei halbrunde Apsiden gegliedert, wobei an der Ostseite, an Stelle der mittleren Apsis, das reichverzierte Hauptportal getreten ist. Allerdings sind die buntbemalten Stuckreliefs, die vollplastischen Frauen- und Männerfiguren, darunter die des Kalifen Hischâm, im Museum von Jerusalem untergebracht. Von besonderem Wert ist der Mosaikfußboden der Badehalle, der größte zusammenhängende seiner Art, der bis dahin überhaupt bekannt geworden ist. Seine immer wieder variierten geometrischen Muster sind derzeit noch zum Schutz mit Sand bedeckt. In den Halbkuppeln der Apsiden an der Westseite haben sich schöne vegetabile Stuckreliefs erhalten. Von der Nordwestecke aus betritt man einen kleineren rechteckigen Raum mit einem erhöhten apsidialen Schluß, der wegen seines aufwendigen Schmuckes eine besondere Bedeutung gehabt haben muß, — man hat schon an eine Gerichtsstätte oder einen Privatraum des Kalifen gedacht. Auf dem niedrigeren Boden ist ein Teppich mit Kordeln in Mosaik nachgebildet, während in der Apsis, in sehr kleinteiliger Einlegearbeit, ein großer, reich belaubter Baum zu sehen ist, unter dem einerseits zwei Gazellen grasen und andererseits eine Gazelle von einem Löwen gerissen wird. An den Wänden haben sich Reste von sehr tief gearbeitetem stilisiertem Stuckornament erhalten. Die Kalt- und Warmbäder an der Ostseite sind sehr zerstört, man kann aber den Grundriß, die Wasserleitung und die Heizanlage noch gut erkennen.

## Residenzen der Abbasidenkalifen

*Wie manchen glänzenden Sommermorgen  
ward ich zum Tigris hinabgetragen  
in Baghdads goldvergitterten Sänften  
hoch ummauerte Gärten, grün und alt . . .  
Das war in der goldenen Jugendzeit  
des guten Hârûn ar- Raschîd.*

(Tennyson, Arabische Nächte)

Aber: „Baghdad ist eine enttäuschende Stadt!“ Dieser Feststellung aller Reiseschriftsteller kann man leider nur zustimmen. Dabei ist der erste Eindruck vom Flugzeug aus eigentlich vielversprechend: da sieht man den breiten, gewundenen Lauf des Tigris, die große Oase der Stadt in einer endlosen Wüste; ein Viereck mit riesigen, goldglänzenden Kuppeln zieht den Blick auf sich und läßt Wunder erwarten. Vom Flugplatz aus führt eine breite Straße in die Stadt, gesäumt mit niedrigen, oft zerfallenden Holzhäusern, dazwischen moderne Bauten im amerikanischen Stil, viele bunte Reklameschilder, hastende Menschen. Man glaubt immer noch in der Vorstadt zu sein und befindet sich doch schon auf der Hauptstraße. Das Hotel ist international modern, klimatisiert und unpersönlich. Von der Terrasse blickt man auf den lehmig braunen Tigris, Palmen ragen in einen gelbgrauen Himmel, durch den die Sonne nicht durchzudringen vermag. Auf dem gepflegten Rasen vor dem Haus halten einige Männer ihren Mittagsschlaf, unentwegt fließt Wasser aus einem Schlauch auf das kostbare Stück Grün.

Das also ist nun die Märchenstadt aus Tausend und Eine Nacht, in die uns der moderne fliegende Teppich getragen hatte. . . Das romantische Plakat der Irakischen Fremdenwerbung in der Hotelhalle schien uns zu verhöhnen, fast wehmütig dachten wir an Kairo, Istanbul oder sogar an Damaskus. Mit optischer Begeisterung konnten wir nicht an die Eroberung dieser Stadt gehen, die Wunderlampe Aladins brannte einfach nicht und so haben wir es mit der Geschichte versucht.

Hârûn ar-Raschîd ist von den Kalifen derjenige, dessen Namen auch im Abendland weithin bekannt ist. Nach fränkischer Überlieferung soll „Aaron, der persische König“, eine Gesandtschaft an den Hof Karls des Großen geschickt haben, und unter den

märchenhaften Geschenken hätten sich auch ein Elefant und eine Wasseruhr befunden. Leider berichten die glaubwürdigeren arabischen Historiker aber nichts von dieser Begegnung und so müssen wir sie wohl ins Reich der Fabel verweisen.

Hârûn wurde im Jahre 764 geboren. Mit Hilfe des Barmukiden Yahyâ folgte er 786 seinem Bruder Mahdi auf den Thron. Nach persischer Sitte nahm er einen Herrschernamen an und nannte sich nun Hârûn ar-Raschîd (der Vollkommene bzw. der Gerechte). Unter ihm erreichte die Abbasidenherrschaft den Gipfel ihres Ruhmes; man nannte später die 23 Jahre seiner Regierung das Goldene Zeitalter. Er war ein ausgezeichneter Feldherr, der dem arabischen Kriege ruhm wieder zu Ehren verhalf. Achtmal rückte er an der Spitze seines Heeres in das byzantinische Reich ein, ja er überquerte den Taurus sogar im Winter. Aber er war auch ein frommer Mohammedaner, — neunmal pilgerte er nach Mekka. Nach ihm haben die Kalifen die Wallfahrt nicht mehr persönlich unternommen, sondern schickten einen Emir an ihrer Stelle. Für die Mekkafahrt seiner Gattin und Kusine Zubaida wurde die Königliche Straße gebaut, eine breite Wüstenpiste, die von Bagdad über Kufa, Nedjef, vorbei am Hochlande von Nedj nach Mekka und Medina führte. In regelmäßigen Abständen waren Wasserreservoirs von mehreren hundert Metern Durchmesser angelegt, die von Forts geschützt wurden. Der erste Ausbau dieser Straße kostete 3 Millionen Goldstücke.

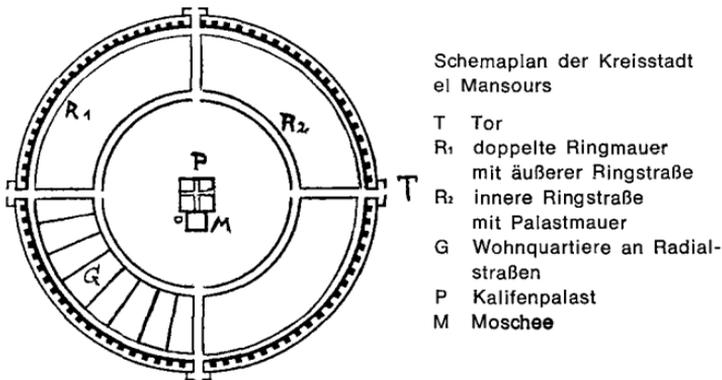
Aber der Kalif schätzte auch die Gelehrsamkeit, liebte Musik, Dichtkunst und sogar den Wein. Folgende Verse werden ihm selber zugeschrieben:

*Früher Tau wirbt um halboffene Kelche,  
der Wind des Südens, liebes Kind,  
umarmt sie in trunkenen Stunden;  
und dann Deine Augen, liebes Kind,  
kühle Seen in den Bergen,  
in meiner Seele, liebes Kind,  
dies sind meine Lippen, die alles gekostet,  
aber dann Dein Mund, liebes Kind,  
Dein Mund, um den mich Bienen beneiden.*

Die Abbasiden hatten im Jahre 750 mit Gewalt die Herrschaft übernommen, dabei wurde die Familie der Omayyaden weitgehend ausgerottet. Nur Abd ar-Rahmân I., ein Enkel des Kalifen Hishâm, konnte nach Spanien entkommen, wo er 756 das unabhängige Reich der Omayyaden von Cordoba gründete. Der erste Herrscher der neuen Dynastie war Abu'l Abbâs Abdallah. Er war ein Enkel Abbâs', eines Onkels von Mohammed. Der

neue Kalif verlegte seine Residenz in die Nähe von Ktesiphon, der alten Hauptstadt der Sassaniden am Tigris. Diese Verlagerung des Staatszentrums weiter nach Osten hatte hauptsächlich wirtschaftliche Beweggründe: hier an der Grenze von Persien war man näher an der berühmtesten Karawanenstraße des Mittelalters, der Seidenstraße, die von China über Westturkestan, Samarkand, Buchara, Ray (in der Nähe des heutigen Teheran) und Hamadan zum Tigris führte. Die Karawanen brachten die begehrten Luxusgüter wie Seidenstoffe, Porzellane, Jade, Jaspis, aber auch Salmiak und Neusilber. Ein Teil der Waren wurde auf Schiffe verladen, denn damals waren Euphrat und Tigris noch stark befahrene Wasserstraßen, der andere Teil wurde umgeladen, und die Kamele zogen über Rusafa und Palmyra an das Ufer des Mittelmeeres.

Schon unter dem Kalifen Mansûr (754—775) wurde eine neue Hauptstadt gebaut. Sie lag im Gebiet des heutigen Baghdad, an der Stelle eines römischen Kastells. Der persische Astrologe Nau-bacht hatte die Vermessungen durchgeführt und auch den günstigsten Zeitpunkt (767) für die Grundsteinlegung bestimmt.



Diese neue Residenz — man nannte sie „Stadt des Heils“ — hatte einen kreisförmigen Grundriß mit einer zweifachen Mauer, zwei Ringstraßen und zahlreichen Radialgassen. Vier Tore führten zur Außenwelt. In der Mitte lag das königliche Quartier mit dem Palast des Kalifen. Die Bazare befanden sich außerhalb der Mauern, weil sich offenbar erfahrungsgemäß revoltierende Volksmassen dort sammelten. Eine andere Stadtgründung von Mansûr war Raqqa am Euphrat. Sie wies ebenfalls einen neuartigen, regelmäßigen Grundriß auf und zwar war das Hufeisen Vorbild gewesen. Hârûn liebte dieses Raqqa ganz besonders, er

machte es zu seiner Hauptresidenz und ließ sich hier einen Palast erbauen. Auf die Vorstellungen der Einwohner von Bagdad, doch wieder zurückzukehren, entschuldigte er sich mit der günstigen strategischen Lage an der byzantinischen Grenze und der Notwendigkeit seiner Anwesenheit bei der Armee. Während sich von der kreisrunden Stadt Mansûrs nichts erhalten hat, kann man sich in Raqqa noch heute eine gute Vorstellung der einstigen Anlage machen.

Der beste Ausgangspunkt für den Besuch von Raqqa ist Aleppo. Die etwa 200 km lange Straße ist streckenweise asphaltiert und in annehmbarem Zustand, wenn es im Frühjahr nicht zu viel geregnet hat. Eine moderne Brücke führt über den Euphrat, und dann kommt man in die heute unbedeutende Landstadt, die etwa 10 000 Menschen beherbergt. Eine schmutzige Straße mit kleinen einförmigen Häusern führt zum Baghdad-Tor. Es hat heute nicht mehr die alte Funktion eines Stadttors, es ist nur noch Denkmal, Ruine und Beweis für die Größe und das künstlerische Wollen des Abbasidenreiches. Der mächtige Ziegelbau ist durch Nischen gegliedert und kann den sassanidischen Einfluß nicht verleugnen. Die kleinen Jungen klettern an der Fassade hoch und wollen von uns bewundert und fotografiert werden. Wir befinden uns hier an der Südostecke der hufeisenförmigen Stadtmauer. Die imposante Anlage ist aus ungebrannten Lehmziegeln errichtet, sie sieht jetzt wie ein wogender Erdwall aus, immer noch fast 8 m hoch. An der Ost-, West- und Nordseite bildet sie auch heute noch die Stadtgrenze. Inmitten des alten Stadtgebietes hat sich die Ruine einer Hofmoschee erhalten, die 1166 von Nûr ed-Dîn erbaut worden ist. An den Resten kann man die gewaltige Größe ermessen. Die spitzbogigen Arkaden scheinen uns zum Betreten des Gebetssaales einzuladen. Ganz außerhalb der Regel erhebt sich das Minarett im Hof. Es ist rund, hoch und schlank, und da es sich nach oben nicht verjüngt, wirkt es auf uns etwa wie ein Fabrikschornstein. In seiner Nähe steht ein kleiner weißer Kuppelbau, vor dem Frauen in schwarzer Kleidung sitzen, im Gebet versunken, sie lassen sich durch unsere Invasion nicht stören. Aber andere Einwohner kommen von weither angelaufen, sie drängen sich um uns herum, hocken auf den Mauerresten, um von oben eine bessere Sicht zu haben, sie betrachten uns sprachlos mit großen ernsten Augen; nur die Frauen tuscheln und kichern ein wenig abseits. Mit Mühe gelangen unsere amerikanischen Wagen durch die Straßen, um die Ecken und durch unglaublich große Pfützen zurück auf die Hauptstraße.

Nach dem Tode Hârûns war es unter seinen drei Söhnen zu Kämpfen um die Nachfolge gekommen. Der Kalif hatte diese Schwierigkeiten selber heraufbeschworen, indem er sie alle drei offiziell als Nachfolger einsetzte und das Reich in drei Teile aufteilte. Er hatte damit gegen die islamische Sitte verstoßen, wonach dem Tüchtigsten die Nachfolge zukam. In diesen Kämpfen wurde Baghdad zum ersten Mal belagert.

Damals war das Land zwischen den Strömen noch sehr fruchtbar; wie in sumerischer Zeit hatte man Kanäle vom Euphrat zum Tigris angelegt und damit das natürliche Gefälle ausgenutzt. Heute hingegen ist das grüne Land zu schmalen Streifen an den Ufern zusammengeschmolzen, hinter denen sich die endlose Salzwüste ausbreitet. Von Baghdad aus stoßen moderne, sehr breite Straßen mit Neonbeleuchtung weit in diese Wüste vor. Sie scheinen wie ein auf Zuwachs berechnetes Kleid.

Gezwungen durch die Kämpfe zwischen den arabischen und türkischen Söldnerscharen verlegte der Kalif Motassim im Jahre 836 die Residenz in das 130 km weiter nördlich gelegene Samarra, das bis dahin nur ein Dorf gewesen war. An der Stelle eines christlichen Klosters, das man den Mönchen abgekauft hatte, wurde der erste Palast errichtet. Sieben Kalifen residierten hier, bis man 892 wieder nach Baghdad zurückkehrte. Motassim nann-

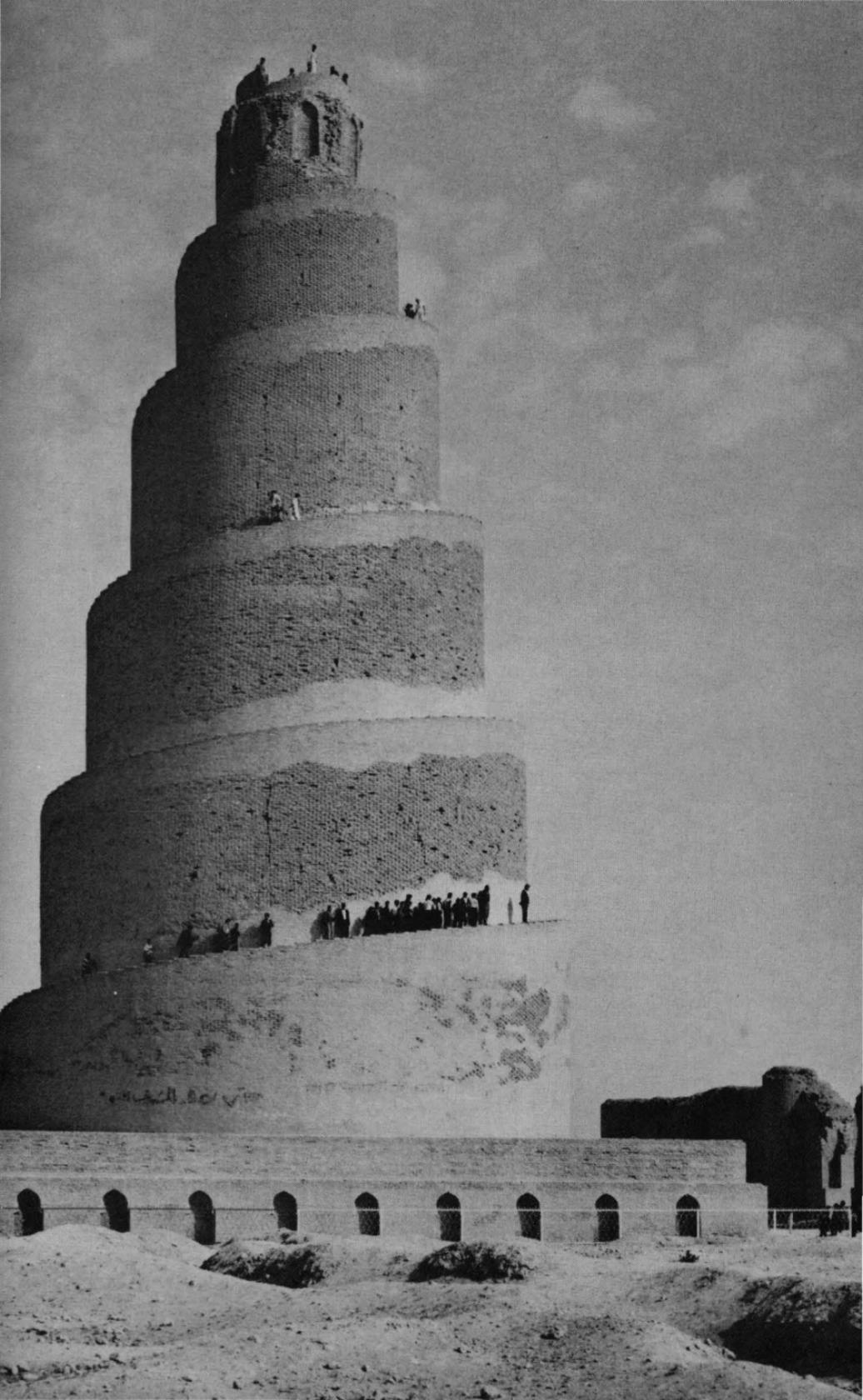


Samarra, Torhalle der Kalifenresidenz (9. Jh.)

te die neue Stadt „Glücklich, der sie sieht“. In kurzer Zeit wurde ein Gebiet planmäßig bebaut, dessen Länge 33 km betragen haben soll. Man kann die Anlage am besten mit einer Gartenstadt vergleichen. Sie dehnte sich auf beiden Seiten des Tigris aus, über den eine Schiffsbrücke führte. Eine große Prachtstraße lief parallel zum Fluß. Die Paläste lagen inmitten ausgedehnter Gärten, die geometrisch angelegt waren, Wasserkünste und Terrassenanlagen sorgten für Abwechslung. Für die Einwohner wurden eingeschossige Atriumhäuser erbaut. Die gewaltige Planung kann in manchen Zügen an Amarna, die Stadt des Pharaos Tutenchamun erinnern, die Palastgärten auch an die der frühen Barockzeit. 1911—13 wurden von Herzfeld Ausgrabungen in dem über 80 qkm großen Gelände durchgeführt. Sie brachten bedeutende Ergebnisse und entschädigten für den Verlust des alten Baghdad: viele Grundrisse ließen sich rekonstruieren, man fand Wandverkleidungen aus Stuck, die heute zum kostbarsten Bestand des Islamischen Museums in Baghdad gehören. Ihre eigenwillige und vielfältige Ornamentik in der sogenannten „Schrägschnittechnik“ ist eine Erfindung der Abbasiden. Auch die Lüsterfayence wurde hier zum ersten Mal hergestellt und trat ihren Siegeszug bis ins Abendland an; schon im 10. Jh. wurde sie in Konstantinopel nachgeahmt. Bruchstücke von chinesischem Porzellan kamen zu Tage und solche von Versuchen, es nachzuahmen. Leider ist von den freigelegten Fundamenten und Mauerresten nicht mehr viel zu sehen. Sand, Wind und Sonne verwischen in diesem Land schnell alle Ausgrabungen. Nur bei bestimmten Witterungs- und Lichtverhältnissen kann man von dem hohen Standpunkt des Minarets die Grundrisse noch erkennen. Wesentlich besser erhalten ist die Freitagsmoschee mit ihrem gewaltigen und berühmten Schraubenminarett, das nicht nur die archäologisch interessierten Besucher anzieht, sondern auch für die Iraker ein Nationaldenkmal darstellt.

Wer Samarra von Baghdad aus besuchen will, verläßt die Hauptstadt in Richtung nach Norden. Nach dem letzten Blick auf die goldenen Kuppeln von Kadhimein erreicht man die schnurgerade Straße nach Mossul. Links laufen die Schienen der Bagdadbahn, rechts sieht man kilometerlang die Ziegelbrennereien mit ihren hohen Schornsteinen. Dann endlose Wüste, deren Farbe sich oft kaum von der des Himmels absetzt. Schließlich führt eine Brücke über den Tigris, dann sieht man wieder goldene Kuppeln; es sind die der Moschee Ali el-Hadi, die die

Samarra, Schraubenminarett der Freitagsmoschee (9. Jh.) ►



Häuser des modernen Samarra überragen. In diesem schiitischen Heiligtum werden die Gräber des zehnten und elften Imams verehrt, sowie der Raum, in dem der letzte und zwölfte Imam verschwunden sein soll. Auf seine Wiederkehr als Mahdi am Ende der Zeiten hoffen die Schiiten. Da man als Christ diese Moscheen nicht besuchen darf, zogen wir etwas unglücklich durch den kleinen Ort, immer auf der Suche nach einem günstigen Photopunkt und bedrückt durch die stumme Frage, ob man wohl knipsen könne, ohne die Einwohner zu verärgern. Aber diese Nöte lösten sich von selbst: ein älterer Mann lud uns ein, von dem Dach seines Hauses eine besonders schöne Ansicht zu bewundern. Da sahen wir in den Hof des Heiligtums und erblickten in der Ferne das effektvolle Minarett der alten Freitagsmoschee. Leider hatte die Polizei nicht viel Verständnis für unsere Begeisterung und während wir das gastliche Haus verließen, stritten sich der Hüter des Gesetzes und der Hausherr über die Frage, was man Fremden zeigen darf. Es ist anzunehmen, daß der Hausherr gesiegt hat, denn sämtliche weibliche Familienmitglieder waren zu seinem Schutze herbegeeilt.

Von dem modernen Samarra sind es noch 8 km bis zur Abbasiidenmoschee, die unter dem Kalifen Motawakkil (846—52) erbaut wurde. Sie ist eine Hofmoschee und hat die Seitenlängen von 180 zu 260 m, mehr als hunderttausend Gläubige fanden gleichzeitig in ihr Platz; sie gehört zu den größten Bauten dieser Art in der Welt. Die Umfassungsmauern mit den Halbrundtürmen erinnern an die Lagermoscheen der Omayyadenzeit. Im Inneren kann man noch die Einteilung der Liwane und den Standort der Pfeiler erkennen, aber von dem Reichtum und der Pracht der Innenausstattung hat sich nichts mehr erhalten. Verschwunden sind die Pfeiler mit der Marmorverkleidung, die Lüsterfayencen an den Wänden und die buntbemalten Holzdecken. Außerhalb, gegenüber der Mihrabseite, erhebt sich das fast 60 m hohe Minarett. Es hat eine Kegelform mit einer schraubenförmigen äußeren Rampe, die ohne Geländer hinaufführt. Als wir hinaufstiegen, war es gerade Ziel eines Schulausflugs, Hunderte von Kindern liefen um die Wette hinauf und hinab, während wir uns bemühten, die sicherere Innenseite zu verteidigen. Am Fuße standen fliegende Händler mit gewaltigen Coca-Cola-Reserven, und in den Händen von vielen Besuchern konnte man kleine Gipsmodelle des Turmes bewundern.

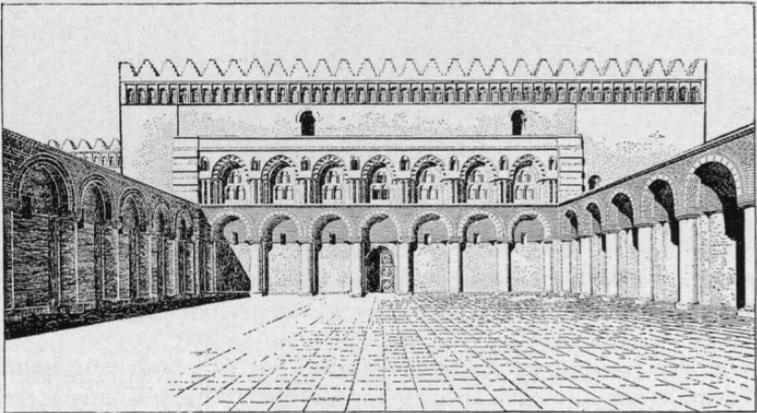


Samarra, Hof der Freitagsmoschee; im Hintergrund die Kuppeln des schiitischen Heiligtums Abi el-Hadi

Von der Kalifenresidenz (al-Djausaq) hat sich noch eine hohe Torhalle mit drei gewaltigen, tonnenüberwölbten Räumen erhalten, wie alle Gebäude aus Ziegelstein errichtet. Von der vorgelagerten Terrasse hat man einen weiten Blick auf den Fluß; früher konnte man das Schloß auf dem anderen Ufer sehen. Zu dieser Residenz müssen Hunderte von Räumen gehört haben, denn schon manche Privathäuser hatten mehr als fünfzig Zimmer; sie wiesen Kanalisation und Bäder auf und besaßen unterirdische Gemächer für die heiße Jahreszeit. Dazu gehörten auch eine Pferderennbahn und ein Poloplatz. Die Vorliebe für das Polospiel hatten die Araber von den Persern übernommen; auch in Konstantinopel wurde es schon in früherer Zeit gespielt. Bei der Einnahme der Stadt durch die Türken fanden sie auch Poloplatze vor.

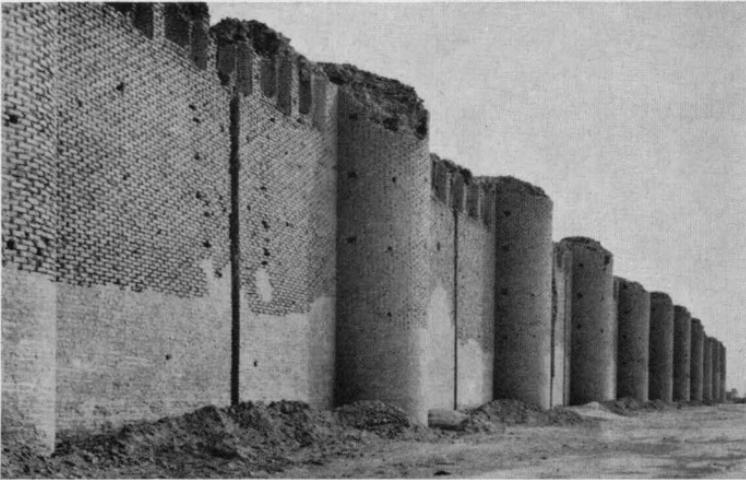
Eine besondere Sehenswürdigkeit des Iraks ist das Schloß Uk-haidir, ein befestigter Palast tief in der Wüste. Von Hilleh müssen 45 km auf einer schlechten und sandigen Wüstenpiste zurückgelegt werden. Endlos scheint das flache gelbe Land, vergebens sucht das Auge nach irgendeiner Veränderung am Horizont, bis endlich ein dunkler Strich auftaucht, der sich langsam zu einem kastellartigen Bau entwickelt. Dieses Schloß wurde im 18. Jh.

von einem englischen Kaufmann „wiederentdeckt“. Nach Ansicht des Archäologen Creswell wurde es von Ibn Musa, einem Neffen des Kalifen Mansûr erbaut. Es ist noch relativ gut erhalten und damit der einzige Schloßbau der frühen Abbasidenzeit, der noch einen Raumeindruck vermittelt. Man ist heute dabei, es zu restaurieren, die Mauern aus Bruchstein zu sichern und zu ergänzen und die eingestürzten Decken wieder einzuziehen. Eine hohe Mauer mit halbrunden Türmen umgibt den ganzen Bezirk. Innen kommt man auf einen großen Hof, an dessen Nordwand das ebenfalls mit Rundtürmen befestigte eigentliche Schloß an-



Rekonstruktion des Ehrenhofes von Schloß Ukhaidir (nach Reuther)

gebaut ist. Die Mitte dieses Schlosses bildet der Ehrenhof mit rundbogigen Blendarkaden, — fast an romanische Wandgliederungen erinnernd, — von dort kommt man in den Audienzsaal. Darum sind vier weitere Innenhöfe angeordnet, und anhand eines Mihrabs kann man einen Raum als Moschee identifizieren. Noch heute kann der Besucher die Treppen hinaufsteigen und durch die oberen Geschosse gehen. Leider haben sich innen nur geringe Spuren der einstigen Stuckdekoration erhalten. Bei dem Rundblick auf die Wüste und bei der Hitze, die hier schon im März herrscht, fragt sich jeder nach der Wasserversorgung. Wir wissen, daß die Araber geschickte Wasserbauer waren; sie dürften das Problem mit Hilfe von Zisternen und Tiefbrunnen gelöst haben. Außerdem gibt es in der Nähe des Schlosses ein Wadi mit einer kleinen Quelle, dessen Wasser heute nutzlos im Sande versickert.

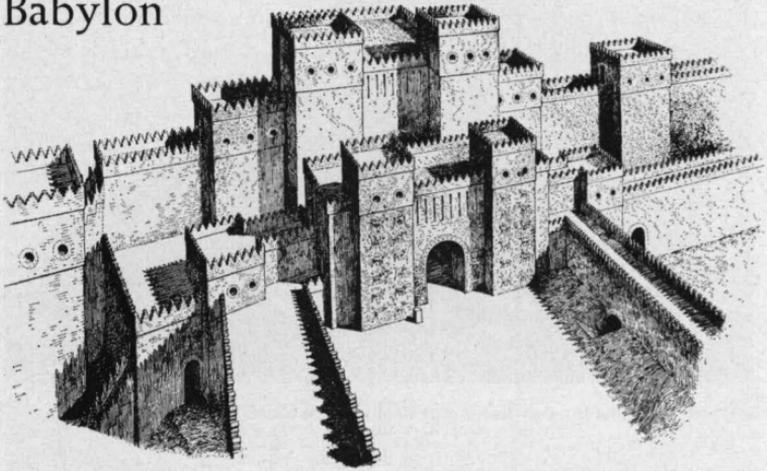


Samarra, Westmauer des Hofes der Freitagsmoschee.

Von der Welt Hârûn ar-Raschîds ist uns nicht allzuviel erhalten geblieben. Wer auf schwierigen Fahrten diesen Spuren nachgehen will, muß viel Phantasie aufbringen, um sich dieses Zeitalter gegenwärtig zu machen. Vielleicht war es gerade diese Mühe, die uns die Reise unvergeßlich werden ließ und uns ein neues Verständnis des Orients, damit auch des Abendlands geschenkt hat.

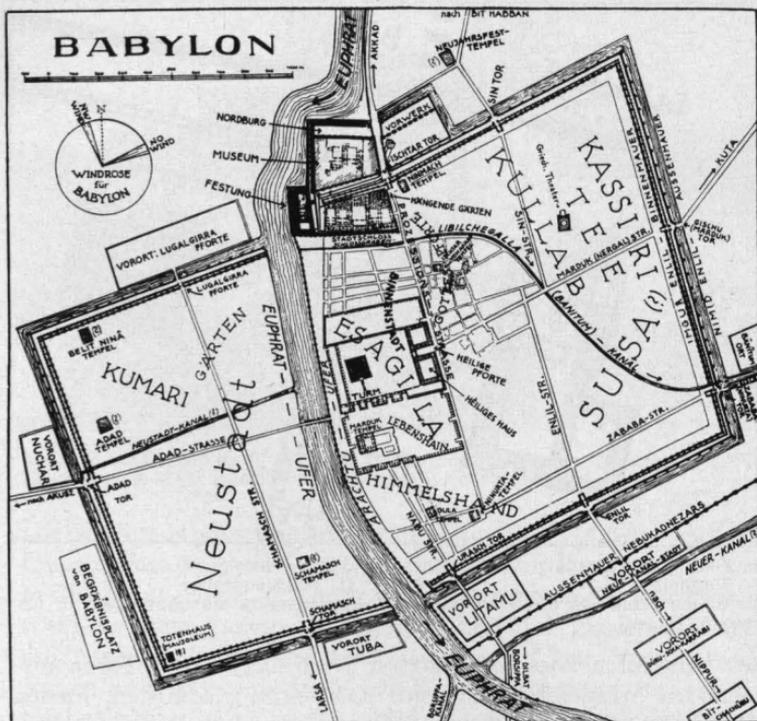
Es gab byzantinische Kaiser, die echtes Verständnis für die Kultur des Islams hatten, besonders auch für die große ornamentale Kunst, — die Entstehung einer Bilderfeindlichkeit innerhalb der christlichen Kirche steht damit in engem Zusammenhang. Nur den arabischen Kalifen und den persischen König nannte der byzantinische Kaiser „Bruder“, während er die abendländischen Herrscher mit „Sohn“ anredete.

## Babylon



Ishtar-Tor, Perspekt. Ergänzung von Norden her gesehen. Endgültiger Bauzustand, späte Zeit Nebukadnezars (604—562 n. Chr.). (Aus Eva Strommenger, Fünf Jahrtausende Mesopotamien, nach R. Koldewey, S. 124)

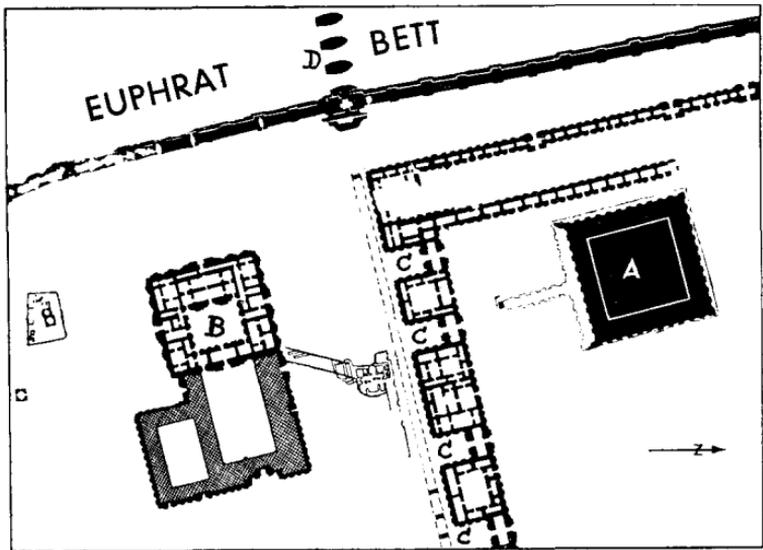
Zu den westsemitischen Kräften, die im frühen 2. Jtsd. v. Chr. das Erbe von Sumer und Akkad antraten, gehörte ein Stamm mit dem Kult des Gottes Marduk. 20 km von der alten Königsstadt Kisch entfernt, gelang es ihrem Führer Sumuabum, am Euphrat in einem Gebiet Fuß zu fassen, dessen Namen die Neankömmlinge als Babili („Tor Gottes“) deuteten. Die mit Mauern- und Tempelbauten begonnene Neugründung wuchs nach siegreicher Auseinandersetzung mit Kisch und anderen Nachbarstädten, deren Kulte weitergepflegt wurden. Damit steigerte sich auch die Bedeutung des Stammesgottes Marduk und seines Tempels. Den entscheidenden Aufstieg zum Reichsgott bewirkte jedoch erst die Tatkraft des 6. Herrschers der Dynastie, Hammurabi (1728—1686 v. Chr.), der mit außerordentlichem Geschick die innere Struktur von Babylon festigte und in siegreichen Feldzügen wieder ein mesopotamisches Großreich schuf. Die Bauten der ersten Blütezeit von Babylon, das 1530 dem Plünderungszug des Hethiterkönigs Mursili I. zum Opfer fiel und bis in das 12. Jhdt. v. Chr. von kassitischen Königen beherrscht wurde, sind für uns verloren. 689 v. Chr. war die Stadt durch den Assyrerkönig Sanherib bis auf den Grund zerstört worden. Sein babylonfreundlicher Nachfolger Asarhadon (680/669 v. Chr.) nahm den Wiederaufbau in die Hand



Plan der Stadt in spätbabylonischer Zeit. (Aus Eva Strommenger, Fünf Jahrtausende Mesopotamien, nach E. Unger, S. 121)

und ließ zweihundert Götterstatuen in die Stadt zurückbringen, wobei man die Lage der alten Tempel und Kultstätten sorgfältig berücksichtigte. Die zweite große Blütezeit von Babylon wurde jedoch durch die aus der aramäischen Chaldaeerschicht von Babylon stammenden Könige Nabopolassar (625/606 v. Chr.) und Nebukadnezar II. (605/562 v. Chr.) begründet. Das Bündnis Nabopolassars mit dem Mederkönig Kyaxares gegen das mächtige Assyrien führte zum Ende des Assyrerreiches und zu unermeßlicher Beute, die die Mittel für eine ausgedehnte Bautätigkeit in Babylon brachte. Marduk wurde wieder Reichsgott in einem festgefühten weitreichenden Staatswesen, dessen Erbe 539 v. Chr. der Perserkönig Kyros d. Gr. werden sollte.

Mitten durch die *Stadt Nebukadnezars*, die durch doppelte Stadtmauern und Wallgraben geschützt war, floß der Euphrat. Von der Neustadt im Westen führte eine noch von Herodot bewunderte Brücke in die östliche Altstadt, in der sich das Hauptheiligtum des Marduk, die Prozessionsstraße, die Palastanlagen und das Ischtartor befanden, das prächtigste der acht nach Göt-



A Zikkurat des Marduk

B Tieftempel

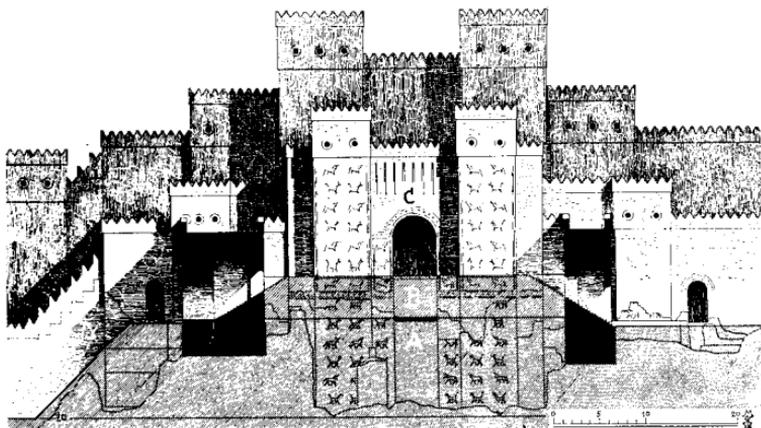
(Vereinfacht aus Eva Strommenger, Fünf Jahrtausende Mesopotamien, S. 123, nach E. Unger)

C Torbauten

D Brückenpfeiler

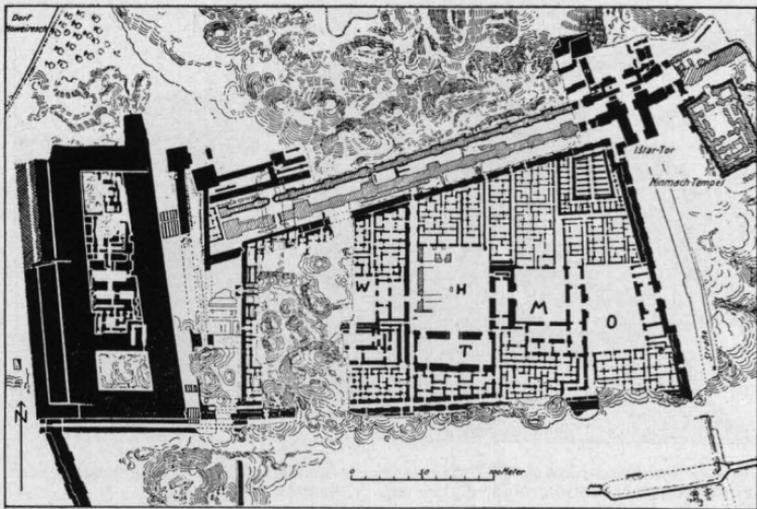
tern benannten Tore von Babylon. Auch die von den Toren ausgehenden Straßenzüge, die sich rechtwinklig schnitten, hießen nach den großen Gottheiten des Landes.

Das *Hauptheiligtum* Esangila bestand aus zwei riesigen Höfen mit einem Tieftempel und dem Stufenturm Etemenanki, der Zikkurat des Marduk, von der heut nur noch die mächtige quadratische Grundfläche zu erkennen ist, da die Backsteinschichten im Laufe der Zeit geplündert worden sind. Er bestand einst aus fünf quadratischen Stockwerken von jeweils 90, 78, 60, 51, 42 m Seitenlänge mit einer Höhe bis zu 69 m. Auf der obersten Terrasse erhob sich ein zweistöckiger Tempel, so daß wir eine Gesamthöhe von 90 m annehmen dürfen. Eine Freitreppe führte bis zur obersten Plattform, während die einzelnen Stockwerke über seitlich angelehnte Treppen erreicht werden konnten. Die Zikkurat des Marduk bildete die glanzvolle Vollendung eines sumerischen Bagedankens, der schon in der III. Dynastie von Ur seine klassische Ausprägung erhalten hatte. Herodot erzählt 1181, daß im Hochtempel kein Götterbild gestanden habe, sondern lediglich ein großes Polsterlager mit einem goldenen Tisch. Kein Sterblicher verbringt dort die Nacht zu außer einer Frau, die sich der Gott aus den Töchtern des Landes auswählte. Der Grieche deutet hier das Kultzeremoniell der Heiligen Hochzeit an, das bereits in sumerischer Zeit begründet wurde.



Die drei Bauabschnitte A, B, C des Ischartores. (Nach Eva Strommenger, Fünftausend Jahre Mesopotamien, S. 125, aus R. Koldewey)

Die Heilige Hochzeit gehörte zum Ritual des Großen Neujahrsfestes ebenso wie die Götterprozession vom Haupttempel zum Festhaus außerhalb der Stadt führte. Ihr diente die *Prozessionsstraße* mit dem *Ishtar-Tor*, deren Wände mit glasierten Ziegelreliefs geschmückt waren. Die Tiermotive (Löwe, Stier, Drache) weisen in den Bereich des Marduk und der Ishtar. Am Ischartor beobachten wir drei Bauphasen in der Zeit Nebukadnezars. Die unterste (A) zeigt Ziegelreliefs mit ungefärbten Tiermotiven. Mit der Niveauerhöhung der Straße verschwanden diese sorgfältig gearbeiteten Modelreliefs. Der nächste Bauzustand (B) ist durch einfache Emailmalereien der Wände ohne Reliefs gekennzeichnet. Auch diese wurden von einer weiteren Aufschüttung bedeckt. Auf dem neuen Niveau entstanden die Wände mit emaillierten Ziegelreliefs (C). Es ist möglich, daß bei dieser merkwürdigen Niveauerhöhung Weltbildvorstellungen mitgewirkt haben, wonach der oberen sichtbaren Partie des Ischartores eine untere unsichtbare entsprechen mußte. Der Gedanke, daß dämonische Tiermotive Götterweg und Tor schützen, ist im Ischartor mit monumentaler Festungsarchitektur verbunden: es führt die Toranlage, geschützt durch vorspringende Türme, durch die starke Innen- und die schwächere Vormauer der Stadt. Unmittelbar auf die Mauer aufgesetzt und an sie angeschlossen dehnt sich westlich von der Prozessionsstraße und dem Ischartor die weiträumige *Palastanlage* aus, durch eine mächtige Festung gegen den Euphrat hin abgesichert. Von Osten nach Westen sind fünf Höfe aneinandergereiht, denen mit Ausnahme des Osthofes ein Breitraum im Süden vorgelagert ist, besonders deutlich

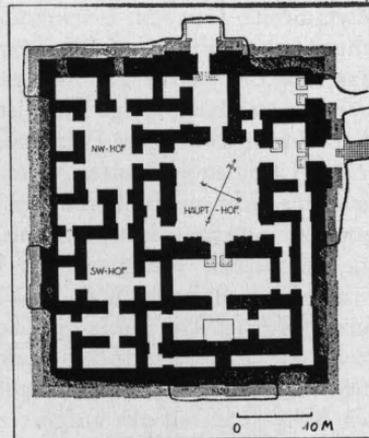
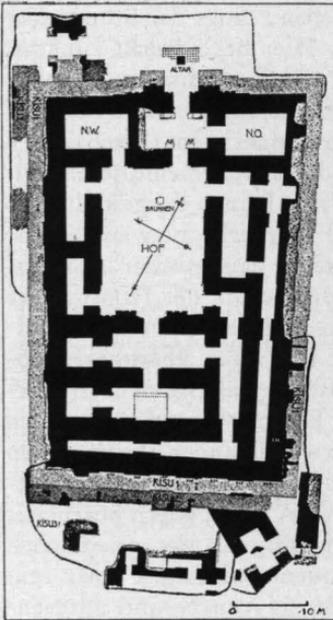


Südburg des spätbabylonischen Stadtschlusses mit den Hängenden Gärten (rechte obere Ecke), Ischartar-Tor und Ninmach-Tempel. Ganz links Schanze am Euphrat, zwischen ihr und dem Ischartar-Tor die Stadtmauer. O, M und H: Ost-, Mittel- und Haupthof. T = Thronsaal. (Nach Eva Strommenger, Fünf Jahrtausende Mesopotamien, S. 122, nach E. Unger)

am Haupthof erkennbar, wo auch eine Glasurziegelwand mit Löwen, Volutenbäumen und Blütenranken gesichert ist. Der Baugedanke des altmesopotamischen Hofhauses ist hier in breiter Ausdehnung wiederholt, wobei die Backsteinarchitektur durch die in leuchtenden Farben gehaltene Glasurziegelornamentik ein repräsentatives Gepräge erhielt. Im Nordosten des Burgpalastes fällt eine eigenartige Gewölbeanlage auf, in der man die Fundamente für die berühmten *Hängenden Gärten* vermutet. Ihnen gegenüber, südöstlich vom Ischartartor lag der *Tempel der Göttin Ninmach*. Es handelt sich um eine Hofanlage mit umgebenden schmalen Räumen. Vom Hof aus gelangt man durch eine Vorzella in die Hauptzella, die beide als Breiträume angelegt sind. Dieser in Babylon mehrfach vertretene Tempeltyp schließt an altmesopotamische Architekturformen an.

An der Nordostecke des Königpalastes stand ursprünglich die mächtige *Basaltfigur eines Löwen* über einem geschlagenen Feind. Der nichtbabylonische späthethitische Stil der unvollendeten Plastik weist auf Herkunft aus dem späthethitisch-aramäischen Gebiet Nordsyriens und veranschaulicht die babylonische Reichsmacht, die im Westen vor allem der Sicherung gegen Ägypten diente.

Nördlich außerhalb der Stadt errichtete Nebukadnezar noch einen zweiten Palast, den sogenannten ‚Sommerpalast‘, der ebenso wie der vor der Stadt liegende Neujahrstempel durch



Grundrisse der spätbabylonischen Tempel der Ninmach (links) und der Gula (rechts). (Aus Eva Strommenger, Fünf Jahrtausende Mesopotamien, S. 122, nach R. Koldewey)

eine weitere Befestigungsmauer gesichert war. Am Ruinenhügel des Sommerpalastes hielt sich der Name der versunkenen Stadt bis zur archäologischen Wiederentdeckung: Tell Babil.

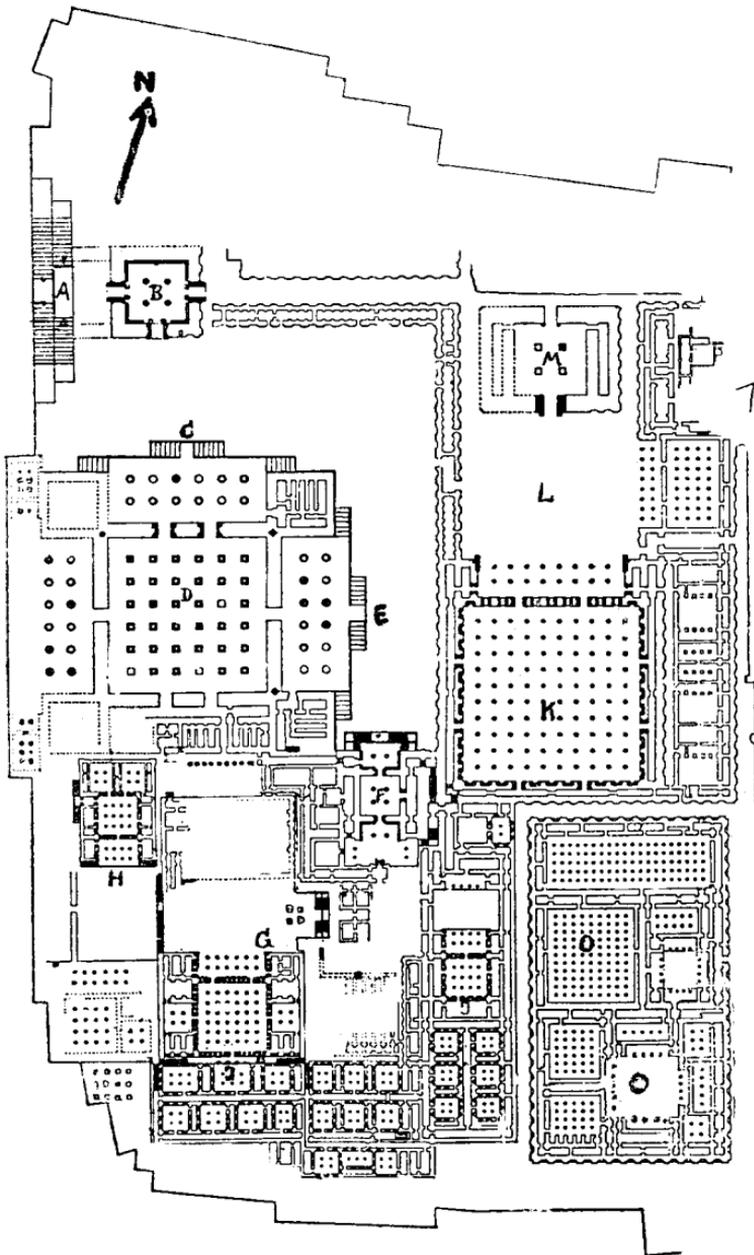
Sämtliche Abbildungen aus oder nach Eva Strommenger, Fünf Jahrtausende Mesopotamien, sind mit der dankenswerter Weise erteilten freundlichen Genehmigung des Hirmer Verlages, München, diesem ganz ausgezeichneten, 1962 erschienenen Werk entnommen.

## Persepolis

Die großartigste Hinterlassenschaft der Achaemeniden sind die Ruinen der von *Dareios I.* gegründeten Palaststadt *Persepolis*, deren Namen wir nur in der griechischen Form kennen (Perserstadt). Wir wissen, daß der von *Dareios* entworfene Komplex beim Tode des Herrschers noch nicht vollendet war. *Xerxes* (486—465 v. Chr.) und *Artaxerxes I.* (465—425 v. Chr.) erweiterten den Plan. Vorausgegangen war der Bau des *Dareios*-Palastes in der elamischen Stadt *Susa*, die auch in der Achaemenidenzeit politische Hauptstadt, Sitz der Diplomatie und Verwaltung blieb, während *Persepolis* den Charakter einer königlichen Residenz hatte, fern von allem städtischen Getriebe. Wie in *Pasargadae*, wo sich die Residenz des *Kyros* befand, schufen die Architekten *Dareios'* eine an einen Bergabhang sich anlehende *Terrasse*, die von einer aus mächtigen Steinblöcken errichteten *Stützmauer* umschlossen war. Der *Trinkwasserversorgung* des überhöhten Bezirks diente eine *Zisternenanlage*, die auf halber Höhe des Berges tief in den Felsen eingeschlagen war.

Zwei breite *Treppen*, auseinanderstrebend längs der Stützmauer angebracht, führen auf die Terrasse. Hier beeindruckt zunächst das *Monumentaltor* des Xerxes mit seinen mächtigen *Wächtertieren*, menschenköpfige Flügelstieren, die an die monumentalen Torwächter assyrischer Palastanlagen erinnern. Im Gegensatz zu jenen, Lamassu genannten Wesen sind die achaemenidischen Flügelstiere nicht mit fünf, sondern mit vier Beinen dargestellt, also auch für Schrägsicht bestimmt. Die Hörnerkrone weist sie wie die assyrischen Torfiguren als Vertreter dämonischer Abwehrkräfte einer höheren Welt aus, der der Schutz der Palastanlage anvertraut ist. Die *Säulen* im Torbau sind besonders charakteristisch für achaemenidische Baukunst mit ihren überhöhten Dimensionen, ihrer glockenförmigen Blätterkelchbasis, dem stilisierten Blätterkapitell mit aufgesetztem Doppelvolutenstück, neben dem auch ein Kapitell in Form von zwei einander abgewandten Stieren üblich ist. Aus der Inschrift des Dareios von Susa erfahren wir, daß die Säulen von Griechen und Lydern bearbeitet wurden. Die Säulenelemente sind jedoch von der griechischen Auffassung der Säule scharf zu trennen und folgen einer rein achaemenidischen Formgebung, bei der ägyptische und altorientalische Einflüsse mitgewirkt haben. Letzteres gilt vor allem für als Doppelstiere oder gehörnte Doppellöwen gebildeten Kapitelle, die für schwere Tragbalken bestimmt waren, ursprünglich vielleicht ein Gabelholz. Man muß an die „Himmelsstiere“ spätsumerischer Tempelarchitektur denken, die im Tempelbauhymnus des Gudea von Lagasch erwähnt werden. Solche Bildgedanken mögen die Ausstattung von Audienzsaal und Thronsaal mit diesen Tierkapitellen begünstigt haben. Auch zwei unvollendete Doppelgreifenkapitelle sind festgestellt worden. Die Palastanlagen reichten damit in die Machtsphäre überirdischer Wesen, die vom Steinmetzen in ihrer ganzen Kraftballung veranschaulicht wurden.

Über einen Vorhof gelangt man zur *Apadana*, dem Audienzsaal, einem von drei Säulenhallen umgebenen Mittelraum mit sechsunddreißig Steinsäulen für das gewaltige Dach. Auf der Nord- und Ostseite führen zwei große *Treppenanlagen* in das Innere. Die *Fassadenreliefs* der Treppenbauten zeigen zwischen acht lanzenbewehrten Wächtern die Königsinschrift, während rechts und links davon in den Zwickeln das altorientalische Motiv eines von einem Löwen angefallenen Stieres erscheint, kosmisches Symbol zur Zeit des Neujahrsfestes, an dem der Großkönig die hohen Würdenträger und Vertreter des Reiches empfing. Das Motiv wiederholt sich ebenso wie die stilisierten Bäume und Sträucher an den Zwickeln der Sockelwand der



- A Stufenanfang zu der Terrasse
- B Tor des Xerxes
- C, E Stufenanfang zur Apadana
- D Apadana von Darius u. Xerxes
- F Eingangshalle (Tripylon)
- G Kleines Palais des Xerxes

- H Palais des Darius
- I sogen. Harem (Museum)
- K 100-Säulen-Saal
- L Hof des 100-Säulen-Saal
- M Unvollendetes Monumentaltor
- O Schatzhäuser des Darius



Geflügelter Stiermensch vom Tor des Xerxes

Apadana, wo wir im Relief die *Prozession des medischen und persischen Hofstaates* sowie den *Aufmarsch der Vertreter aller Völkerschaften des Reiches* verfolgen können. Sie sind durch Tracht, Beigaben und Begleittiere deutlich gekennzeichnet (Persergarden mit Lanze, Bogen und Köcher, medische Adlige in der langen Hose und Ärmelrock, mit Schwert und gekoppeltem Bogenköcher, spitzmützige Saken mit Pferden, die Halsglöckchen tragen, als Vertreter der Steppengebiete, Baktrier mit Trampeltieren, die ebenfalls ein Glöckchen als Halsbehang haben, Babylonier mit Zipfelmütze und Buckelstieren, königliche Gespanne vor dem leichten Streitwagen, dessen Tradition bis in die indo-iranische Zeit des 2. Jhstds. v. Chr. zurückreicht). Bei den einst farbigen Reliefs fällt das *starke Interesse an völkischen Motiven* auf, die bis in Einzelheiten sorgfältig ausgearbeitet sind. Das Mythische ist hier zurückgedrängt durch den künstlerischen Willen, von der Größe des Reiches und dem einmaligen Ereignis des Neujahrsfestes zu erzählen, zu dem sich die Vertreter der einzelnen Völkerschaften in der Parklandschaft um Persepolis eingefunden hatten. Im *Stil* lassen sich verschiedene Unterschiede beobachten, die auf die Ausführung der Reliefs unter drei Herrschern zurückgehen. Es fehlt nicht an Hinweisen, daß die ursprünglich starre Strenge der archaischen Hofkunst von griechischen Künstlern gemildert und verfeinert wurde.

Südlich der Apadana lagen der *Palast des Dareios*, der *Palast des Xerxes* und ein kleiner Torbau mit drei Durchgängen, das *Tripylon*. Die Reliefs am Nord- und Südtor zeigen Dareios in Begleitung eines Dieners mit Sonnenschirm und Fliegenwedel, darüber schwebend das assyrischem Vorbild folgende Symbol des Gottes *Aburamazda*. Das Bild des segnenden Gottes, der mit der Linken den Belehnring als Zeichen der Herrschaft hält, erscheint am Osttor des Tripylon über dem unter einem *Bal-*

*dachin* thronenden Dareios, hinter dem sein Sohn Xerxes dargestellt ist. Drei Reihen von 28 Vertretern des Reiches unter dem mächtigen Thronsockel erscheinen wie symbolische Stützen der Reichsgewalt. Charakteristisch ist das ägyptische Motiv der Flügelsonne auf dem Baldachin. Ägyptisch bestimmt sind auch die Türstürze in der Palastanlage. Wie der Weg des Herrschers in den großen Türreliefs festgehalten ist, so auch der Zug des Gefolges, der persischen Adligen auf der einen, der medischen auf der anderen Seite der Treppenbrüstung. Diener mit Speisen und Schlachttieren steigen die Stufen zum Dareios- und Xerxespalast hinauf und weisen dabei auf die Bestimmung dieser Räume als *Bankettsäle* der Herrscher. Wiederum begegnet als kosmisches Symbol des Neujahrsfestes das Bildmotiv des vom Löwen geschlagenen Stieres; jedoch ist das Mythische in die Zwikel der Treppenfassade gebannt. Von *griechischem Einfluß* zeugen im Dareiospalast die sehr feinen Gewandfaltarstellungen der Diener- und Gardefiguren.

Östlich von der Apadana, gelangte man, durch das Osttor des Tripylon, vorbei an dem monumentalen Reliefbild des thronenden Dareios mit dem hinter ihm stehenden Xerxes, in den *Thronsaal*, den Hundertsäulensaal. An den mächtigen Toren ist das Thema vom thronenden Herrscher wiederholt. Doch handelt es sich nicht um Dareios, sondern um seinen Enkel Artaxerxes I., der den prachtvollen Bau der Terrasse vollendete. Zu ihm gehört ein großer *Vorhof* mit einem unvollendet gebliebenen *Monumentaltor* im Norden. Die gewaltigen *Türreliefs des Thronsaales* bieten das altorientalische Motiv des *Tierbezwingers* in achaemenidischer Auffassung. Der König erscheint als der heldische Überwinder eines dämonischen Mischwesens, das in der Ungestalt eines gehörnten Flügellöwen mit Adlerklauen und Skorpionschwanz veranschaulicht wird. Es verkörpert die feindlichen Kräfte, die die Existenz des Reiches bedrohen. Unsicher ist, ob wir diese inhaltsschwere Symbolik bereits im Sinne der von Zarathustra vertretenen Lehre von dem Bösen Prinzip als Gegner Ahuramazdas deuten dürfen. Der Dualismus der altiranischen Religion legt die Auffassung nahe. Weg vom Mythischen führt das Thema der Reliefs an den Noratoren des Thronsaales. Dargestellt ist der *thronende Herrscher vor zwei Feueraltären* mit einem Zeremonienmeister und Gefolge, umgeben von seinen Gardem, deren Vertreter auf den fünf unteren Reliefstreifen erscheinen. Die Szenerie bezieht sich auf den Höhepunkt des Neujahrsfestes, bei dem der Herrscher die wertvollen Gaben aus allen Teilen des Reiches für die Schatzhäuser entgegennahm.

Der Bereich der *Schatzhäuser* umfaßte den Hundertsäulen- und den Neunundneunzig-Säulensaal, die sich im Süden an den Thronsaal anschließen. Da sich in dem Neunundneunzig-Säulensaal zwei Reliefs gefunden haben, die den thronenden Dareios mit dem hinter ihm stehenden Xerxes vor zwei Feueraltären zeigen, also eine Szenerie, die durch die Anwesenheit eines Zeremonienmeisters und Heeresgefolge höchste repräsentative Bedeutung hatte, besteht die Möglichkeit, daß der Saal ursprünglich der *Thronsaal des Dareios* war. Der Befund deutet auf eine in großer Eile aus Holzsäulen errichtete Anlage, bei der außer ungebrannten Ziegeln reichlich Gipsverkleidung mit Mustern in roter, blauer und weißer Farbe verwendet wurden. Zu Lagerräumen wurde dieser Saal erst nach dem Tode des Dareios, als unter Xerxes und Artaxerxes der Magazinkomplex noch weiter ausgedehnt wurde. Eine Vorstellung von den Erweiterungsbauten gibt der heute als Museum wiederhergestellte *Harem des Xerxes*. Das Museumsinventar bestätigt und ergänzt mit wertvollen Funden den Denkmälerschatz des Iran-Museums in Teheran. Einen lohnenden Blick über die Ebene von Persepolis bietet das oberhalb der Palastterrasse angelegte *Felsengrab Artaxerxes' II.* oder *III.*, dessen Fassade der des Dareiosgrabes von Naqsch-i-Rustam folgt.

#### Anmerkungen zum Beitrag „Das Erbe von Hattusa“

<sup>1</sup> So mit M. Riemschneider, *Die Welt der Hethiter*, in der Reihe Große Kulturen der Frühzeit; neueste (5.) Auflage 1961, S. 16. Dieses Werk, das mit einem Vorwort des führenden Hethitologen Helmuth Th. Bossert eingeleitet wird, ist eine ausgezeichnete Einführung für jeden, der sich erstmalig mit der hethitischen Geschichte und Kultur befassen möchte. — M. Riemschneider hat ein kühnes Buch geschrieben; dies hat ihr viel Kritik eingebracht. Doch muß man ihr für die Kühnheit ihrer Darstellung dankbar sein. Kühnheit ist nicht zu verwechseln mit Leichtfertigkeit. M. Riemschneider zieht aus gesicherten Fakten kühne Folgerungen, und das ist ihr gutes Recht, wie auch H. Th. Bossert im Vorwort andeutet. So ist ein sehr lebendiges Werk entstanden, das vielleicht in manchen Einzelheiten der Korrektur bedarf, das aber doch diese für den modernen Menschen zunächst so fremde Welt in einer Weise zugänglich macht, wie man es sonst nicht eben häufig findet. Kühne Thesen, die Gegenthesen provozieren, bringen allein die menschliche Erkenntnis wirklich weiter. Das kann man schon bei Hegel lernen.

<sup>2</sup> Die Ausgrabungsberichte mit Plänen, Zeichnungen und hervorragenden fotografischen Wiedergaben liegen bisher vor in den *Anatolian Studies*, Vol. XII—XIV, 1962—64, publ. by The British Institute of Archaeology at Ankara, London W.C. 1 (Room 114, RTB House, 151 Gower Street).

<sup>3</sup> *Anatolian Studies*, Vol. XII, Plate VII.

<sup>4</sup> F. Schachermeyr, *Die minoische Kultur des alten Kreta*, 1964, S. 16 ff.

<sup>5</sup> Vergl. hierzu J. Wiesner, *Altkreta und seine Kunst*, *Karawane*-Heft 3, 5. Jahrgang, Ludwigsburg 1964/65. — In diesem überaus instruktiven Aufsatz weist Josef Wiesner, dem ich für vielerlei Anregungen zu danken habe, das Grundprinzip nach, von dem aus die verschiedenen künstlerischen Äußerungen Alt-Kretas einheitlich zu verstehen sind. Das Prinzip besteht darin: „eine Ornamentkomposition von einer Mitte her ausschwingen zu lassen und dabei die Bindung an das Zentrum durch ständiges Einschwingen der Muster nach der Mitte hin zu betonen“ (S. 8). Dies ist ein Schlüssel zum gesamten kretischen Daseinsverständnis. Auch die Architektur Alt-Kretas wird von hier aus verständlich. Bedenken habe ich nur gegen Wiesners Ablehnung einer religiösen In-

terpretation der gesamten Palastarchitektur (S. 10). Gerade wenn es so ist, daß nur ein kleiner Teil des knossischen Palastes als eigentliches „Labyrinth“ angesprochen werden kann, so unterstreicht dies ja eben die These vom eng begrenzten Zentrum, welches ausstrahlt und auf welches alles wieder zurückweist. Daß der kretische Palast zum Wohnen bestimmt war, ist ja selbstverständlich. Dieses Wohnen aber muß doch in Anbetracht des gesamten Daseinsgefühls jener altmittelmeerischen Epoche als ein „religiöses“ Wohnen verstanden werden; hier wäre wirklich auf Heideggers tief sinnige Deutung des Wohnens zu verweisen, wonach dieses Verb mit „bin“, also mit dem Grund allen Seins verwandt ist. Vom Labyrinth aus gehen die Prozessionswege weit hinaus zum kleinen Palast oder auch zum Tempelgrab und führen von da aus wieder in die Herzkammer des Palastes zurück. Eine Unterscheidung zwischen Religion und Alltag ist diesem Lebensgefühl völlig fremd. Ich neige dazu, Wiesners Auffassung auch auf das gesamte Lebensgefühl der Minoer anzuwenden; von da aus muß ich freilich die Unterscheidung von Kultureinrichtungen und nur weltlichen Bereichen für problematisch halten. Wenn dieser Unterscheidung in Knossos auch ein relatives Recht zukommt, so spricht doch andererseits Wiesners eigene und völlig überzeugende Grundthese dafür, den gesamten Bau eben von dem eng begrenzten Kultzentrum im Westteil her als religiöse Gesamtanlage zu verstehen.

<sup>4</sup> C. W. Blegen, Troy, od. IV/1, 1958, p. 8 pass.

<sup>7</sup> a. a. O. S. 16.

<sup>8</sup> Zur hethitischen Geschichte: Handbuch der Orientalistik, 2. Bd., 3. Abschn., Geschichte des alten Vorderasien v. Hartmut Schmökel, Leiden 1957, Kapitel VIII.

<sup>9</sup> So mit H. Schmökel, a. a. O. S. 120. Gebetstext nach M. Riemschneider, a. a. O. S. 71. Die Deutung M. Riemschneiders, wonach diese Stelle auf Kreta verweise (a. a. O. S. 72) ist nicht einleuchtend. Vieles spricht jedoch für die These M. Riemschneiders, die Hethiter hätten sich, ehe sie sich in Anatolien ansiedelten, zunächst im Chabur-Gebiet aufgehalten, also im Bereich nordöstlich des Euphrat in der Gegend von Djerablus/Karkemis (a. a. O. S. 13f.). Hier also hätten die Hethiter schon früh ihre Hieroglyphenschrift entwickelt, hier auch hätten sie die ihrer Sprache so gar nicht angemessene Keilschrift kennengelernt und übernommen.

<sup>10</sup> In Transkription bei J. Friedrich, Heth. Elementarbuch, II. Teil, 1946, S. 55 f.

<sup>11</sup> Text in Umschrift bei Friedrich a. a. O., S. 61.

<sup>12</sup> Über die Churriter und Mitanni ist im Lauf dieses Jahres das Erscheinen einer bedeutsamen Monographie zu erwarten; es ist das bei Otto Harrassowitz in Wiesbaden erscheinende Werk von Manfred Mayrhofer, Die Indo-Arier im alten Vorderasien. Ich bin M. Mayrhofer für vielerlei Anregungen und Behelfungen zu unserem Thema zu großem Dank verpflichtet.

<sup>13</sup> bei Friedrich a. a. O. S. 10.

<sup>14</sup> Boghazköy-Hattusa. Ergebnisse der Ausgrabungen des Deutschen Archäologischen Instituts und der Deutschen Orient-Gesellschaft in den Jahren 1931—39, von Kurt Bittel und Rudolf Naumann, Bd. I, 1952, S. 27.

<sup>15</sup> Fr. Hrozný, Die Sprache der Hethiter, Leipzig 1917.

<sup>16</sup> s. J. Friedrich, Heth. Elementarbuch, 1. Teil, kurz gefaßte Grammatik, 1960; Johann Friedrich, Heth. Wörterbuch, 1952. — Die Umschrift der heth. Worte gebe ich etwas vereinfacht wieder. Zu erwähnen ist, daß die heth. Sprache keinen schein-Laut kennt, ebensowenig wie die griechische und lateinische; dies ist zu beachten, wenn semitische Worte auf hethitisch wiedergegeben werden; der Name Hattusa wird also mit reinen s-Lauten ausgesprochen.

<sup>17</sup> a. So nach M. Riemschneider, T/Labarnas, der „Hasenmann“, Bibl. Orient. XI, 1954. Das Wort T/Labarnas könnte jedoch auch protohattisch sein. — In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß die von M. Riemschneider vertretene, früher vor allem von Emil Forrer und Paul Kretschmer behauptete Sprachverwandtschaft mancher hethitischer und griechischer Namen, wie bes. Ahhijawa/Achaia, von Johannes Friedrich, Albrecht Götzke und Ferdinand Sommer als unbewiesene Hypothese angesehen wird. Über den neuesten Stand dieser Diskussion unterrichtet umfassend der Aufsatz von Gerd Steiner, Die Ahhijawa-Frage heute, in Saeculum XV, Heft 4, 1964. — Die Kontaktstelle für die Berührung der mykenischen Kultur mit babylonisch-assyrischen, churritischen und hethitischen Einflüssen wäre nach diesen Auffassungen vor allem im nördlichen Syrien zu suchen (Ugarit und Alalach). Da diese Region jedoch zum hethitischen Machtbereich gehörte und auch protohattische Bevölkerungselemente aufwies, ist die unserer Darstellung zugrundeliegende These von der kulturvermittelnden Funktion des Hethitertums zwischen Ost und West durch diese Diskussion im Prinzip nicht betroffen.

<sup>17</sup> Nach Ancient Near Eastern Texts, ed. by James B. Pritchard, Princeton 1955, p. 94.

<sup>18</sup> M. Riemschneider, a. a. O. S. 20 f.; ferner dazu N. Schneider, Die Götternamen von Ur III. Analecta Orientalia 19, 1939, S. 32; ders., Göttertempel im Ur III-Reich, Orientalia, Vol. 19, n. s., 1950, S. 258.

<sup>19</sup> Nach R. Haase, Die keilschriftlichen Rechtssammlungen in deutscher Übersetzung, 1963.

<sup>20</sup> Haase, a. a. O., S. 15.

<sup>21</sup> Text bei J. Friedrich, Heth. Elementarbuch II, S. 20 ff. Übersetzung bei R. Haase, a. a. O., S. 62 ff.

<sup>22</sup> Die Formel *parnassa suaai*zi heißt wörtlich „er stößt auch zu seinem Hause“; vermutlich bedeutet dies „er haftet auch mit seinem Hause.“ S. J. Friedrich, Heth. Wörterbuch, S. 162. Das Wort oder der Wortstamm *parn-*, *parnant-*, (*Haus*) hat wohl nichts mit dem ägyptischen *pr* zu tun; doch ist der griechische Name *Parnassos* (Berg mit einem Tempelhaus) möglicherweise mit diesem hethitischen Wort verwandt. — 1 Mine = 60 Sekel.

<sup>23</sup> A. Alt, Kleine Schriften I, 1953, S. 278 ff.

<sup>24</sup> G. Heinemann, Untersuchungen zum apodiktischen Recht, Dissertation Hamburg 1958. Heinemanns Auffassung ist nicht unwidersprochen geblieben, vgl. z. B. E. Gerstenberger, Wesen und Herkunft des sogenannten apodiktischen Rechts im Alten Testament, Dissertation Bonn 1961; das apodiktische Recht, Israels wurzelt demnach in der im alten Orient üblichen Sippenordnung, dem primitiven Sippenethos ursprünglicher Stämme. Gerade an diesem alten Sippenethos haben aber wohl die Hethiter wiederum starken Anteil.

<sup>25</sup> J. Friedrich, Staatsverträge des Hatti-Reiches. Mitteilungen der Vorderasiatisch-Ägyptischen Gesellschaft, 34/1, 1930.

<sup>26</sup> J. Friedrich, Staatsverträge, S. 77.

<sup>27</sup> Die Doppelaxt, welche dann auch in Kreta mit ihrem ursprünglich kleinasiatischen Namen *Labrys* bezeichnet wird, macht diese Beziehung wahrscheinlich. *Sarma-Sarruma* dürfte ein aus dem Akkadischen stammender Name sein. *Telepinu* könnte in dem griechischen Namen *Telephos* weiterleben.

<sup>28</sup> Gute Gesamtübersicht mit ausführlicher Literaturangabe bei H. Otten, Die Religionen des alten Kleinasien (Handbuch d. Orient., 1. Abt. 8. Bd., 1964, S. 103 ff).

<sup>29</sup> *Yazilikaya*; von Kurt Bittel, Rudolf Naumann und Heinz Otto, Leipzig 1941.

<sup>30</sup> So mit M. Riemschneider a. a. O., S. 98, 106.

<sup>31</sup> s. hierzu J. Wiesner, Die Kunst des alten Orients, 1963, S. 69 ff.

<sup>32</sup> Walther Hinz, Das Reich Elam, Urban-Bücher, Bd. 82, 1964, S. 135 ff.

<sup>33</sup> J. Wiesner, Alter Orient, S. 72.

<sup>34</sup> s. hierzu Carl Hentze, Die Göttin mit dem Haus auf dem Kopf, *ANTAIOS VII/1*, 1965. — Hier auch die Interpretation der merkwürdigen Kleinidole von Kültepe: es handelt sich um stilisierte Frauenkörper, aus denen nach oben Schlangenköpfe herausragen.

<sup>35</sup> Gerade dies ist charakteristisch: das verborgene Innen und das kosmische Außen sind hier in einer völligen Einheit zu erleben.

<sup>36</sup> *Yazilikaya*, S. 9.

<sup>37</sup> *Yazilikaya*, S. 52.

<sup>38</sup> *Yazilikaya*, S. 148.

<sup>39</sup> Zahlreiche Psalmen der Bibel müssen im Zusammenhang mit einem Loswurf verstanden werden, durch den eine Orakelweisung gegeben wurde; als Beispiel sei auf den 6. Psalm verwiesen, wo z. B. zwischen Vers 8 und 9 der Loswurf erfolgt ist; die Schlußverse wären also ein Dankgebet für günstige Auskunft im Orakel. Die Lossteine (*Urim* und *Tummim*) befanden sich in einem Kästchen, welches der Hohepriester auf der Brust trug (2. Mose 28, 30; 3. Mose 8, 8).

<sup>40</sup> J. Friedrich, Heth. Elementarbuch, II, S. 19.

<sup>41</sup> J. Friedrich, Heth. Elementarbuch, II, S. 44; Übersetzung bei Pritchard, p. 394.

<sup>42</sup> Ich nenne in diesem Zusammenhang den bedeutsamen Aufsatz des Alttestamentlers Klaus Koch: Der Tod des Religionsstifters, in *Kerygma* und *Dogma*, 1962, S. 100 ff. K. Koch verweist hierin auf die merkwürdige Parallele zwischen der delphischen Amphiktyonie und der von Israel. Dabei erwähnt er ausdrücklich die Möglichkeit, daß Kleinasien die Brücke zwischen Hellas und Israel gebildet haben könnte (S. 110), wobei der aus Kleinasien stammende Apollon als typisch amphiktyonischer Gott eine entscheidende Rolle gespielt habe.

<sup>43</sup> Koch a. a. O. S. 114.

<sup>44</sup> Dies wird in klassischer Form ausgesprochen von dem Religionsphänomenologen Siegfried Morenz im Vorwort zu seinem Werk *Ägyptische Religion* (Die Religionen der Menschheit, 8, Stuttgart 1960, S. IX): „In der Arbeit wurde mir deutlich, daß man selbst erfahren haben muß, was Religion sei und daß Gott sei, wenn einem das Gott-Mensch-Verhältnis ferner Zeiten aus den Quellen sichtbar werden soll.“

<sup>45</sup> Was doch wohl zu weit geht! — Karte bei F. Schachermeyr, a. a. O. S. 234.

<sup>46</sup> s. F. Schachermeyr, a. a. O. S. 237 sowie Anmerkung 8 dazu, wo Schachermeyr selbst auf diesen Mangel hinweist.

## Aus dem Kreise unserer Mitarbeiter

Dr. Walter Steinle, Mentor vieler Karawane-Studienreisen und seither Oberstudienrat am Mörikegymnasium zu Ludwigsburg, ist zwar bis jetzt weder 60 noch 65 oder sogar 80 Jahre alt geworden, um seinen Namen hier zu finden, aber wir alle freuen uns, ihm zu seiner Ernennung zum Dozenten der Pädagogischen Hochschule in Eßlingen gratulieren zu dürfen. Ich selber denke dabei gerne an die gemeinsamen Jahre des Studiums in Tübingen, an manch fröhliches Fest und manch ernste Diskussion im bundesbrüderlichen Kreise zurück. Ich hoffe, daß wir Dein Bild, lieber Freund, späterhin zu mehr als einem Alters-Jubiläum bringen dürfen, und daß der Autor des Beitrages „Apollon und Jahwe“ im gleichnamigen Heft unserer Karawanenreihe (1959, Heft 10 alte Reihe) durch die so erfreulich geringere Pflichtstundenzahl an einer Hochschule noch mehr Zeit für die Karawane erübrigen kann als seither und daß er noch recht oft als Mentor einer unserer Reisen sein reiches Wissen unseren Teilnehmern vermitteln möge.

*KURT ALBRECHT*

## HINWEIS

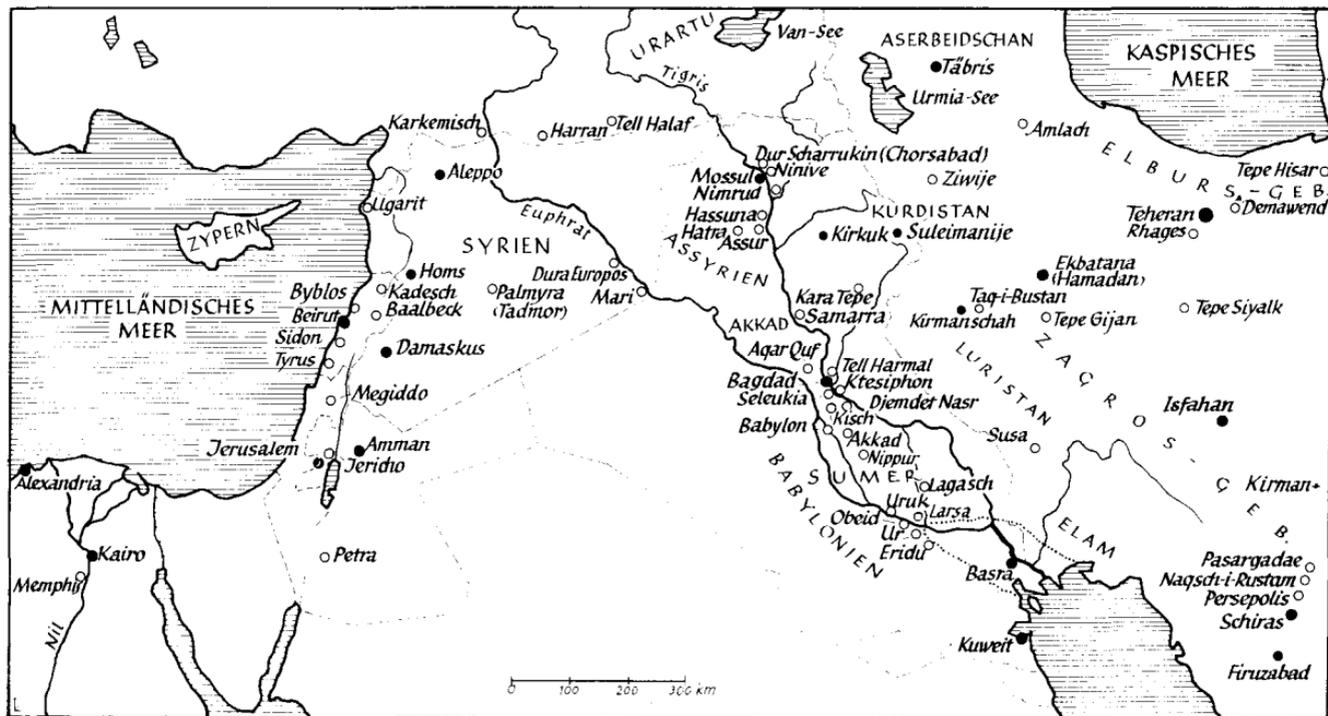
In früheren Heften der Karawane erschienen die folgenden Beiträge, deren Lektüre wir Ihnen empfehlen, da sie dem Thema nach eine Ergänzung zum vorliegenden Heft darstellen.

### ALTE REIHE

- Heft 6:           Pfarrer W. Ziegler: „Christus vincit“  
                  Prof. M. Knorr: „Auch so starb die Antike“  
                  Else Bayer: „Ostern in Jerusalem“

### NEUE REIHE

- Heft 4 - 1960/61: Univ. Prof. Dr. J. Wiesner: „Zur Frühgeschichte von Byzanz“  
Heft 1 - 1962/63: Dr. Vera F. Hell: „Christliches Ägypten“  
Heft 1 - 1963/64: Dipl. Ing. E. Schöttle: „Erlebnisse eines schwäbischen Ruhestandsbeamten“  
Heft 2 - 1963/64: Gymn.-Prof. Dr. K. Bachteler: „Ankara - die Stadt in der Steppe“  
Heft 3/4-1963/64: Dr. Vera F. Hell: „Klöster in der Wüste“  
Heft 3 - 1964/65: Dr. W. Schmidt-Brücken: „Die ostjonischen Griechen“  
Heft 1 - 1965/66: Dr. Vera F. Hell: Die toten Städte Syriens“  
                  Dr. Kurt Albrecht: „Göreme“



Karte zu den Beiträgen von Dr. Dr. Lindner, Dr. V. F. Hell und Univ.-Prof. Dr. J. Wiesner. (Logbuch Blatt 749a). Die Länder des „Fruchtbaren Halbmondes“

## **DIE KARAWANE**

wird im Auftrag des Präsidiums der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde — Vorsitzender Professor Dr. Friedrich Seebass — herausgegeben von Dr. Kurt Albrecht mit Unterstützung von Gymn.-Prof. Dr. Kurt Bachteler. Die Zeitschrift erscheint viermal jährlich, die vorliegende Doppelnummer 2/3, 1965/66 kostet für Einzelbezieher DM 4.50, Jahresabonnement für 4 Nummern DM 8.—. An die Mitglieder der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde erfolgt die Auslieferung kostenlos.

Früher erschienene Hefte sind zum Teil noch lieferbar. Bitte verlangen Sie Gratis-Verzeichnis.

### **Bildnachweis:**

Titelseite, Seite 6, 7, 8, 9 James Mellaart, aus dem Grabungsbericht von Çatal Hüyük; Seite 5, 25, 27, 29 F. G. von Seydewitz; Seite 11, 15, 17, 19, 21, 23 Archiv Karawane; Seite 33 Petra-Prospekt des Staatlich Jordanischen Reisebüros; Seite 35, 37, 39, 41, 43, 45 Dr. Dr. Lindner; Seite 49, 51, 53, 55, 57, 58, 59, 61, 67, 69, 71, 73 Dr. Hell; Seite 65 Archiv Karawane; Seite 72 Umzeichnung nach Dr. Dr. Reuther; Seite 74, 75, 76, 77, 78, 79 aus Eva Strommenger, 5 Jahrtausende Mesopotamien (1962), mit freundl. Genehmigung des Hirner-Verlags München, zum Teil etwas vereinfacht und dem neuen Logbuch Iran-Irak entnommen; Seite 81 nach Prospekt umgezeichnet, Archiv Karawane; Seite 82 und 88 A. K. Lutz.

### **Vorankündigung:**

Der Inhalt unseres nächsten Heftes (6. Jahrgang 1965/66, Heft 4) ist Griechenland gewidmet.

### **Reiseprogramme der Karawane-Studienreisen**

bitten wir bei dem Büro für Länder- und Völkerkunde, Ludwigsburg, Bismarckstraße 30, anzufordern.

## Unsere nächsten Reisen 1965/66

in die Länder der Themen dieses Heftes:

- 66 4—C **Heiliges Land — Jordanien — Syrien — Israel**  
2. 4. — 17. 4. 1966 Reiseleitung: O.-Stud.-Rat A. K. Lutz  
Flug: München — Istanbul — Beirut. Fahrt: Byblos — Baalbek — Damaskus (fak. Palmyra) — Jerash / Gerasa — Amman (fak. Petra) — Jordantal — Totes Meer — Jericho — Jerusalem — Bersheba — Sodom — Eilat — Askalon — Tel Aviv — Caesarea — Haifa — Nazareth — Tiberias — Tel Aviv. Flug: Lod — München.  
Vollpension
- \* 66 4—D **Mittlerer Orient — Irak — Iran (Flugreise)**  
4. 4. — 17. 4. 1966 Reiseleitung: Prof. Dr. J. Wiesner  
München — Beirut — Baalbek — Bagdad — Aqar Quf — Ktesiphon — Samarra — Babylon — Kish — Uruk (Werka) — Ur — (Tell Mugheir) — Bagdad — Teheran — Isfahan — Persepolis — Kardj — Tal Rej — Teheran — München. **DM 3352.—**
- 66 4—E **Große Persien-Rundreise (Flugreise)**  
2. 4. — 17. 4. 1966 Reiseleitung: Dr. Vera F. Hell  
Flug: München — Teheran (3 Übernachtungen) — Shiraz (Ausflüge nach Shapur, Persepolis und Naqsh-i-Rustan) — Isfahan (3 Übernachtungen) — Teheran (fak. Kermanshan) — Chalus — Teheran — München. **DM 3150.—**
- Heiliges Land — Libanon — Jordanien — Syrien**
- \* 65/4—E 23. 12. 1965 — 6. 1. 1966 Reiseleitung: G. Meier (Archäologe)
- \* 66 4—B 1 14. 3. — 28. 3. 1966 Reiseleitung: Lic.-Dr. Gert Hummel
- \* 66 4—B 2 4. 4. — 18. 4. 1966 Reiseleitung: Stud.-Prof. Dr. L. Fiedler  
Flug: München — Damaskus (3 Übernachtungen). Fahrt: Bosra — Amman — (fak. Petra) — Jordantal — Totes Meer — Jericho — Jerusalem. Flug: Jerusalem — Damaskus. Fahrt: Baalbek — Beirut (Ausflug nach Sidon, Tyrus und Byblos) — Krak des Chevaliers — Homs — Palmyra — Damaskus. Flug: Damaskus — München.  
Vollpension **DM 1370.—**

## KREUZFAHRTEN

- 66 2—C **ATHEN-ISTANBUL**  
**eine Reise an die Küsten Kleinasiens und rund um die Ägäis**  
16. 4. — 30. 4. 1966 Nach-Osterkreuzfahrt mit TSS „Pegasus“  
München — Venedig (2 Tage auf See) — Dikili/Pergamon — Istanbul — Mudania/Brussa — Chios — Samos — Kusadasi — Ephesus oder Priene — Milet — Didyma — Fethiye (fakultativ kann von Istanbul wieder, wie dieses Jahr so erfolgreich durchgeführt, eine Fahrt quer durch die Türkei nach Ankara — Bogazköy — Çatal Hüyük — Afyon — Hierapolis — Hail karnas angeschlossen werden) — Rhodos/Lindos oder Fahrt rund um die Insel — Naxos — Santorin — Athen (2 Tage auf See) — Venedig — München.  
Alles, auch Landausflüge, eingeschlossen ab **DM 790.—**
- 66 2—G **ATHEN — ISTANBUL**  
Das antike Griechenland und seine Kolonien in Süditalien und Kleinasien. 8. 10. — 22. 10. 1966  
Alles, auch Landesausflüge, eingeschlossen **DM 790.—**



**BÜRO FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE  
KARAWANE-STUDIENREISEN**

7140 Ludwigsburg · Bismarckstraße 30 · Telefon 071 41 / 3087